Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zweiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 28 — **Marburg i. H., den 9. Juli** — **1908**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Dein Reich komme — Wendts Darstellung der christlichen Lehre. 1. Das Wesen des Christentums — Die Kirche in Rußland. Zweites Stück — Von aktuellen Sachen. 9. Noch einmal das System Seeberg — Impressionismus Richard Hamann) — Verschiedenes: Kirchliche Bewegungen der Gegenwart (Wiegand); Zum Kampf der kirchlichen Richtungen in Preußen (Kropatscheck); Moderne Erziehung und geschlechtliche Sittlichkeit (Paulsen); Der vergessene Garten (Glaß); Die Eisrose (Sewett); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Dein Reich komme

> Das Reich Gottes ist Gottesherrschaft, gewiß, aber es ist die Herrschaft des heiligen Gottes in den einzelnen Herzen, es ist Gott selbst mit seiner Kraft. (Harnack)

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Wie oft schon vergaßen wir Menschen dies Wort Christi! Wir *sind* eben von dieser Welt und wie oft schleppen wir — oft unbewußt — unsre Ketten mit in das Heiligtum, tragen Unheil hinein, das dann dem Reich Gottes zur Last gelegt wird, zu dem wir gehören wollen.

Von dieser Welt waren ja nicht nur die, welche die Christen in die Arena hetzten, sondern auch die, welche um einer Lehrformel willen verdammten und sich auf Konzilien und Synoden als feindliche Brüder befehdeten! Von dieser Welt waren die Judenverfolger und Ketzer-Verbrenner, — aber auch die, welche im Namen Jesu Christi die Bilder von den Altären rissen und fromme Priester mißhandelten. Das „Kreuzige ihn!“ ist noch nicht verstummt — und wir haben es soweit gebracht, im Namen Christi gegen seine heiligsten Lehren zu streiten. Dennoch konnten wir Gottes Reich nicht ganz vernichten. In seiner stillen Schönheit und verborgnen Größe wohnt und wächst es, wo eine starke, tapfere Menschenseele mit einem bergeversetzenden: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ in den Tod geht, — aber auch da, wo ein frommes, altes Mütterlein sein Ora pro nobis! stammelt und vom sauer verdienten Tagelohn eine Kerze opfert, wo mächtiger Gemeinde-Gesang durch Kirchenhallen braust, wo in stiller Krankenstube der Riesenkampf mit einem schweren Geschick schweigend aufgenommen und heldenhaft gekämpft wird, wo die Wissenschaft tiefer und tiefer gräbt, wo die Kunst dem Schönsten und Höchsten, was „Menschenherz erhebt,“ Klang, Form und Farbe verleiht. Jede gute Tat, jedes reine Wollen ist eine Brücke zum Reich Gottes, auch wenn die Tat nicht in Gottes Namen getan, das Wollen einem scheinbar Gott-fernen Gemüt entkeimt ist. Jeder leiseste Sehnsuchtslaut ist ein Ausdruck der Bitte:

Dein Reich komme! Th K

Wendts Darstellung der christlichen Lehre

Wie doch unsere „positiven“ Gegner schlechte Propheten sind! Da liest man in des Erlangers Frank Geschichte und Kritik der neuern Theologie, daß die Ritschlsche Schule prinzipiell und durch eignen Willen sich zu dogmatischer Sterilität bequemt habe, und soeben tritt letztes Jahr zu den dogmatischen Gesamtdarstellungen von Kaftan und von Häring als dritte das „System der christlichen Lehre“ von Hans Hinrich Wendt, dem Jenenser Systematiker, hinzu.*) Ob es freilich von allen älteren Freunden und Schülern Ritschls als ein Werk Ritschlschen Geistes wird anerkannt werden, ist sehr fraglich, es geht viel zu sehr seinen eigenen, von dem in der breiteren Oeffentlichkeit als Ritschl'sch gekannten abweichenden Weg. Aber wie es ohne Ritschls dominierenden Einfluß gar nicht denkbar wäre, so darf es gerade auch als ein neuer Beweis der großen Selbständigkeit und Freiheit gelten, die Ritschls Schüler vor einer parteimäßigen Verengung bewahrt hat und auch künftig bewahren wird. Man könnte es gerade so gut eine liberale Dogmatik nennen; es wäre dann die erste, in welcher der Liberalismus Ritschls Anregungen energisch verarbeitet hat. Am besten und jedenfalls der Absicht des Verfassers allein entsprechend nimmt man es als ein Werk für sich, das eine eigenartige Auffassung des Evangeliums zum Ausdruck bringen will und sich damit an keine Partei oder Richtung wendet.

Es ist ein Werk, das auch für Nichttheologen, denen das Nachdenken über ihren Glauben Bedürfnis ist, eine große Anziehungskraft besitzen wird durch die beneidenswerte Klarheit und Einfachheit seiner Darstellung, die selbst ganz direkt mit der in langer Lebensarbeit gereiften Erkenntnis der Einfachheit des Evangeliums zusammenhängt. Es ist in der Tat ein „Laienchristentum“, das dieser Theologe und Systematiker aus der dicken und umständlichen Einhüllung der theologischen Ueberlieferung herauszuarbeiten bemüht ist. Solches kann nicht auf einmal gelingen, es haftet noch allerlei künstlich Gelehrtes auch dieser Darstellung des Christentums an. Aber dies spezifisch Dogmatische tritt da am meisten hervor, wo sich Wendt mit den Fragestellungen der alten katholischen oder protestantischen Scholastik beschäftigt; da stößt man gelegentlich auf Erörterungen, die einem Laien allerdings das Gruseln erregen müssen. Aber daß solche Stellen in einem zunächst für Theologen geschriebenen Werk so selten begegnen, ist das Auffallende; im ganzen arbeitet dieses System der christlichen Lehre mit an der Laisierung unseres Christentums.

1. Das Wesen des Christentums

Was hat das Recht, unter uns als christlich zu gelten, und welches ist die echte Norm der christlichen Lehre? Der alte Protestantismus antwortet darauf: die inspirierte heilige Schrift. Moderne Richtungen bemühen sich, nach Ablehnung der alten Inspirationslehre gleichwohl das Schriftprinzip, die „Schriftautorität“, festzuhalten. Man glaubt, es der Pietät gegen die Reformation schuldig zu sein. Wendt lehnt das rundweg ab:

> Die heilige Schrift kann im ganzen gar nicht als eine feste Norm, als ein entscheidender Prüfstein betrachtet und gebraucht werden. ... Es liegen in ihr viele religiöse Gedankenkreise verschiedener Rich-

*) System der Christlichen Lehre. Von Hans Hinrich Wendt, Professor der Theologie in Jena. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1907. 676 S. 15 Mk.

tungen und Höhenlage neben einander. Sie enthält viele an sich ganz klare, eindeutige Aussagen, die nicht innerlich zu einander passen, nicht auf eine einheitliche Anschauung zurückgeführt werden können, eben deshalb aber auch nicht neben einander als Norm gelten können! Norm echter Christlichkeit kann nur das Evangelium Jesu sein; „die religiösen Gedanken und Absichten Jesu sind als Prüfstein für die christliche Authentie der Gedanken und Lehren aller der Menschen zu betrachten, welche als Christen Anhänger und Jünger Jesu sein wollen."

Wendt kennt die Einwände wohl, die sich sofort gegen seine Antwort erheben: die Schwierigkeit, bei Jesus selbst die religiöse Hauptsache von den zeitgeschichtlichen Nebenvorstellungen zu sondern, die Unsicherheit der Evangelienkritik, den Anschein, als solle nun jede Entwicklung vom Christentum ausgeschlossen sein. Wir folgen ihm nicht in seine Antworten, die gar nicht alle gleich befriedigend sind. Wenn die Schwierigkeiten noch viel größer wären, es liegt gleichwohl in dieser Parole: das Evangelium Jesu die einzige Norm christlichen Glaubens und Lebens, eine Selbstevidenz, wie sie gar keiner andern Antwort von ferne zukommt. Kann es denn in aller Welt ein anderes Kriterium geben, was christlich ist und was nicht, als ein Glauben und Leben im Sinn des Evangeliums Jesu selbst? Der Wert der Bibel besteht dann darin, daß sie uns die Mittel gibt, dies Evangelium kennen zu lernen; aber in allem, worin sie sich von ihm entfernt, hört sie auf uns zu binden, und es fällt vor allem die gräuliche Quälerei, ihre Widersprüche einstimmig zu machen, und damit viel Grund vieler ungewollter theologischer Unwahrhaftigkeit weg. Und ich meine, das ist eine Losung des Laienchristentums: Jesus und sein Evangelium.

Es ist aus andern Schriften Wendts bekannt, daß für ihn neben den Synoptikern auch eine johanneische Redequelle als gleichwertiges Zeugnis für das genuine Evangelium Jesu in betracht kommt. Und nun könnte man denken, daß folglich seine Auffassung Jesu sich erheblich unterscheiden müßte von derjenigen der modernen kritischen Jesusforschung. Dann stünden wir freilich schon wieder in der schwierigsten theologischen Diskussion. Allein wie wenig dies Johanneische im Grunde für Wendt selbst bedeutet, kann man daran ermessen, daß, vielleicht eine wichtige Ausnahme vorbehalten, das „Johanneische" dem synoptischen Jesusbild nichts geschadet hat. Das kommt daher, daß es einfach nach den Synoptikern ausgelegt wird, während das in seiner Eigenart erfaßte Johanneische allerdings das synoptische Evangelium vollständig modifizieren, ja erdrücken müßte. Der Eindruck des Vatergottes und der sittlichen Forderung Jesu ist für Wendt so durchaus maßgebend, daß alles Johanneische sich dem völlig unterordnen muß. Nur an einem Punkt ist Johannes die ausschlaggebende Autorität allerdings geworden, in der Bevorzugung des „ewigen Lebens" vor dem Reich Gottes in der Zielbestimmung Jesu. Und das bedeutet, daß der Jenseitsgedanke und der einseitige Individualismus sich an der Stelle des großen gemeinschaftlichen Menschheitsziels auf dieser Erde vordrängt. Im Grunde ist es aber gar nicht Johannes, von dem sich Wendt hier bestimmen läßt, sondern das Ausbleiben des Gottesreichs samt der Parusie, das eine tiefe Wandlung der ganzen christlichen Hoffnung erzeugt hat. Die urchristliche Sehnsucht nach einem Gottesreich auf dieser Erde hat allgemein, in den konservativen Kreisen sogar ganz besonders, der Himmels- und Jenseitshoffnung Platz gemacht, und daß der johanneische Christus dieser Wandlung schon entgegenkommt, ist mit ein Grund seiner Bevorzugung im traditionellen Christentum. Aber aus dieser Stellungnahme Wendts ergibt sich dann freilich, daß die Norm des Evangeliums Jesu nicht so einfach ist, wie es zuerst schien.

Wendt selbst hat am Schluß seines zweiten Bandes eine kurze Zusammenfassung des Wesens des Christentums gegeben. Sehe ich recht, so sind es zwei Hauptgedanken, die das Ganze beherrschen: der Vatergott und die sittliche Freiheit des Menschen. Wendt will damit Ernst machen, daß im Evangelium Jesu Gott als Vater, als reiner Liebeswille, uns entgegentritt. Er ist der Meinung, daß diese Erkenntnis immer noch nicht schlicht genug gefaßt und ihre Konsequenzen nicht ernst genug gezogen sind. Das eine Hindernis lag in der Christologie, die den Vaternamen durch die spezielle Beziehung zu „dem" Gottessohn verengte und die väterliche Liebe Gottes erst unter der Bedingung der Sühne dieses Sohnes sich auswirken ließ. Allein nach Wendt „nannte Jesus Gott in keinem andern Sinne Vater, als in welchem Gott auch der Vater anderer Menschen ist, sofern sie auch ihrerseits durch Aneignung des Liebeswesens Gottes seine rechten Söhne werden wollen." Und dem Sühnegedanken kommt zwar der Wert einer Hilfsvorstellung für den noch schwachen Glauben zu, aber der reife Glaube hält sich daran, daß der himmlische Vater dem reuigen Sünder auch ohne alle Vermittlung aus freier eigener Liebe heraus vergeben und Heil schenken kann. Mit andern Worten: Jesus ist nicht dazu da, um uns die Vaterliebe Gottes zu sperren, sondern um sie allen Menschen zu erschließen. Das andere Hindernis ist der Determinismus der kirchlichen Gnadenlehre, zumal mit dem Partikularismus der Prädestinationslehre, wonach nur einem Teil der Menschheit der Glaube und die Kraft zum sittlichen Gehorsam von Gott geschenkt wird. Aber wer mit der Vaterliebe Gottes Ernst macht, der muß nach Wendt jeder Vorstellung von einer partikularistischen Beschränktheit des Heilswillens Gottes den Abschied geben. Nach ihm ist so wenig wie die Sündenvergebung der heilige Geist ein Reservatbesitz der Christenheit und hat Gott aus überströmender Vaterliebe alle Menschen mit den großen Gottesgaben ausgestattet, damit sie zu Genossen des Gottesreichs werden können. Es ist eine völlige Revolution des traditionellen dogmatischen Denkens, was der evangelische Gottesbegriff bei Wendt hervorruft.

Dazu nun der Freiheitsgedanke, der die Stellung des Menschen in der Religion bestimmt. Wendt schildert die Freiheit als eine überweltliche Kraft, und er meint dieses Wort ganz ernst. Er versteht darunter die Fähigkeit des Menschen, unbeschadet seiner Naturgebundenheit im innerweltlichen Kausalzusammenhang sich für oder gegen die Gewissensforderung und die göttliche Heilsdarbietung zu entscheiden. Infolge dessen ist einerseits alle menschliche Sünde in freien Willensentscheidungen des Menschen begründet und kann überhaupt nur, sofern eine Einwilligung des Menschen vorliegt, von Sünde oder Schuld im strengen Sinne geredet werden. Nicht als ob Wendt den unheimlichen Zusammenhängen der Sünde im Einzelleben und in der Gemeinschaft seinen Blick verschließen würde, aber eine Naturnotwendigkeit zu sündigen bestreitet er durchaus, und letztlich beschränkt sich für ihn der innere wie der äußere Zusammenhang der Sünde auf das Vorhandensein gefährlicher Versuchungen und verführerischer Reize, denen der Mensch immer noch mit freiem Willen nachgeben oder nicht nachgeben kann. Ebenso gibt es für Wendt anderseits keine Erlösung ohne freie Willensentscheidung des Menschen. Es ist das z. B. der Grund, weshalb er die Apokatastasislehre von der schließlichen Seligkeit aller Menschen energisch ablehnt; wenn zuletzt Alle selig werden, so übt offenbar Gott einen gewissen Heilszwang auf sie aus, und dann ist die Freiheit aufgehoben. Vor allem aber ist für ihn der Glaube kein Geschenk Gottes, das den Einen gegeben wird, den Andern nicht, sondern ein freier Willensakt des Menschen. Geschenkt wird den Menschen nach Wendt allerdings die Erleuchtung, eine intuitive Erkenntnis von Gottes beseligender Liebe, die über uns kommt, und in der wir eine direkte, obschon geschichtlich vermittelte Offenbarung Gottes an uns sehen dürfen. Allein diese Glaubenserkenntnis ist nur die psychologische Voraussetzung für das willensmäßige Glaubensverlangen, das Vertrauen. Zu fertigem Bestand kommt der Glaube erst in dem Gehorsamsakt, in welchem der Wille der innerlichen Aufforderung zum Trachten nach dem erkannten Gottesheile nachkommt. Und so ist auch weiter die Heiligung, das fromme Wollen und Handeln des Christen auf Erden, durchaus als ein freies Willensverhalten zu betrachten, nicht verschieden in psychologischer Beziehung von dem sittlichen Wollen des Menschen im außerchristlichen Zustand. An zwei Punkten erkennt man besonders die große Bedeutung dieser Betonung der Freiheit für das Ganze des Christentums. Die Heilsbedeutung Jesu muß sich darauf beschränken, daß von seinem Evangelium und seiner Person die tiefsten und kräftigsten Impulse des Glaubens und der Liebe auf die Menschheit ausgehn, die dann, aber auch nur dann, erlösend wirken, wenn der Wille der Einzelnen sich

ihnen ergibt: ob sie sich aber von Jesus erlösen lassen, das liegt ganz in ihrer Freiheit. Womöglich noch charakteristischer für diese Dogmatik ist die Aufnahme des Lohngedankens in die Ethik und in die Eschatologie. Aus dem freien Liebeshandeln bildet sich ein Liebescharakter, der durch seine überweltliche Art die Bürgschaft ewigen Lebens in sich trägt, und beides darf als Lohn unseres Wirkens betrachtet werden, ohne daß die Reinheit der ethischen Gesinnung dadurch Schaden leidet. Und je nach der Stufe der Entwicklung der Gotteskindschaft auf dieser Erde werden sich dann auch verschiedene Grade des jenseitigen Heilsbesitzes von einander abheben, sodaß jeder Mensch sein Ewigkeitslos in seiner Hand trägt.

Es fragt sich nun aber, ob diese beiden Hauptgedanken der Vaterliebe Gottes und der Freiheit des Menschen nicht in Kollision mit einander geraten müssen, und welcher schließlich die Oberhand behält. Wendt selbst empfindet jedenfalls keinen Widerspruch darin. Die „ethische Auffassung des Christentums", wie er seine Theologie bezeichnet, fordert als Korrelat zu dem ethischen Liebeswesen Gottes ein ethisches d. h. durch den Willen vermitteltes Heil für die Menschheit. Aber den Zusammenstoß beider Gedanken hat doch auch er dann und wann gespürt. Wird nämlich mit der Freiheit des Menschen so Ernst gemacht, wie Wendt es tut, so ist der Mensch zum Mitschöpfer im Weltgeschehen eingesetzt und die Allwirksamkeit Gottes aufgehoben. Wendt geht noch einen Schritt weiter und spricht Gott auch die Allwissenheit ab, weil nach seiner Ansicht die freien Handlungen, sobald sie vorher gewußt sind, aufhören frei zu sein. Und er erklärt sich diese Beschränkung der Allwirksamkeit und Allwissenheit als eine freiwillige Selbstbeschränkung Gottes zu den Zwecken seiner Liebe. Der Gott, der aus Liebe ein Reich nicht von Naturmechanismen, sondern von freien Gotteskindern schaffen wollte, mußte seinen Geschöpfen ihr Geschick in die eigene Hand geben und sich selber gleichsam nur die Oberleitung des Ganzen vorbehalten. Nur darf das nicht im Sinn eines Moralismus, eines Verdienens der Seligkeit aus eigener Kraft, verstanden werden. Denn einmal ist unsere Freiheitskraft selbst im vollsten Sinne eine Gnadengabe und Gnadenwirkung Gottes, sodaß wir auch alles Gute, das wir in Freiheit wollen und vollbringen, ausschließlich seiner Gnade verdanken. Sodann aber ist diese Freiheitskraft tatsächlich der Sünde verfallen und kommt nur unter den Impulsen des Glaubens und der Liebe, die von Jesus — von ihm jedenfalls am kräftigsten — ausgehen, zum sittlichen Gehorsam. Der entscheidende Willensakt des Glaubens kommt im Menschen nur zu stande, wenn Gott ihm durch eine wunderbare Erleuchtung seine Liebe erschließt, und an der Spitze des ganzen Glaubenslebens steht der Empfang der Sündenvergebung aus der zuvorkommenden, verzeihenden Vaterliebe Gottes. So ist auch alle Entfaltung menschlicher Liebe, in der Wendt die Erfüllung des ganzen Gotteswillens erblickt, nur die Antwort des Menschen auf die zuvorkommende und Gegenliebe erweckende Gottesliebe. Durch all das kommt die Ueberordnung der Gnade über die menschliche Selbsttätigkeit sehr energisch zum Ausdruck. Eine gewisse Unklarheit gerät freilich hinein durch die Lehre vom heiligen Geist, die mir auch bei wiederholter Lektüre nicht ganz deutlich geworden ist. Eine Reihe von Aussagen Wendts leiten dahin, in der allen Menschen geschenkten überweltlichen Freiheitskraft die Gabe des göttlichen Geistes zu erblicken. Aber eine andere Stelle will ihn in höheren Kräften geistig-sittlicher Art sehen, die Gott den Gläubigen verliehen hat. Es scheint hier ein Punkt zu sein, wo die kirchliche Tradition mit den eigenen Gedanken Wendts noch nicht ganz verarbeitet ist. In der Konsequenz seiner ethischen Auffassung würde liegen, daß der heilige Geist ganz und gar in die Willenskraft des Gehorsams und der Liebe gelegt würde, die durch den Eindruck der Gottesliebe in Jesus in uns zur vollen Stärke ersteht. Neben der Freiheit als Gnadengabe und Gnadenwirkung, wie Wendt sie nennt, ist für einen besondern heiligen Geist kein Raum. Wenn er gleichwohl diesen Begriff noch besonders behandelt, so geschieht es nur, damit das neue Leben der Christen noch völliger von der Gnade beherrscht erscheine und jeder Selbstruhm ausgeschlossen sei.

Ist nun aber das hier Skizzierte die Lehre Jesu in den Evangelien, ausgedrückt in der Sprache unserer Zeit? Ich glaube, daß wer heute einmal seinen Paulus und seine Kirchenlehre ganz vergessen und einzig die synoptischen Evangelien auf sich wirken lassen könnte, in der Tat den Vatergott, die Forderung des freien sittlichen Gehorsams und die von Jesu Person ausgehenden Impulse des Glaubens und der Liebe voranstellen müßte. Nur fehlt dann immer noch das entscheidende Merkmal der synoptischen Verkündigung Jesu, das Gottesreich, mit der gewaltigen Sehnsucht und Unruhe, die es entfacht. Was Wendt am Schluß unter dem Titel „vom Uebergang in den jenseitigen Vollendungszustand der Gotteskindschaft" hinzufügt, ist nicht von ferne ein Ersatz. Es fehlt seiner Auffassung vom Christentum jeglicher Enthusiasmus, jegliches Vorwärtsdrängen auf ein großes menschheitliches Ziel. D. h. einzelne große Hoffnungsgedanken treten auch bei ihm da und dort auf, z. B. bei der Kirche und wieder bei der sozialen Frage. Er deutet einmal das Ideal der Christenheit an als einen Zustand so vollständiger, wahrhaftiger und innerlicher Christianisierung, daß eine besondere kirchliche Organisation überflüssig wird, also eine Auflösung der Kirche in der christlichen Kultur im Sinn Richard Rothes. Und im Sozialen postuliert er „Zustände, in denen Jeder, der volle Arbeit leistet, auch einen zu gesunder, sorgenfreier Existenz auskömmlichen Lohn erhält, in gehörigem Maß Erholung findet, zu rechter Zeit eine Familie begründen und sich den durch sie bedingten Pflichten widmen kann und zu einer Ausbildung seines geistigen Lebens Muße und Anregung findet." Da könnte es eine reine Nebensache erscheinen, daß Wendt für diese kirchlichen und sozialen Ziele das Wort Reich Gottes vermeidet. Allein diese einzelnen Hoffnungsgedanken zugegeben — es ist kein energisch vorwärtsdringendes Hoffnungschristentum, das Wendt uns vorführt. Er hat — um Harnacks Ausdruck anzuwenden — die ruhenden Elemente des Evangeliums Jesu herausgegriffen (es sind zugleich diejenigen, welche von der Tradition, von Luther und Schleiermacher aufgenommen worden sind) und das „impulsive, zündende apokalyptische Element" ausgeschieden. Kann ihm auch Niemand das persönliche Recht dazu verwehren, so viel ist doch deutlich, daß es auf diese Weise nicht zu einer Wiedergabe der Lehre Jesu kommt. Denn eine Lehre Jesu ohne die voranstehende, überragende Reichgotteshoffnung ist nicht mehr sie selbst.

Man hat daraus und aus verwandten Tatsachen den Schluß ziehen wollen, daß das ganze Unterfangen Wendts, die Lehre Jesu für unsere Zeit erneuern zu wollen, etwas an sich Unmögliches und Illusorisches bedeute. Es gebe, so sagt man, kein „reines" Evangelium Jesu, gültig für alle Zeit, sondern allein dessen bestimmte zeitgeschichtliche und vergängliche, einander ablösende Ausprägungen. Das synoptische Evangelium sei lediglich die Erstlingsform von durchaus beschränktem apokalyptischem, überhaupt jüdischem Gepräge, von vornherein bestimmt, andern griechischen, römischen, deutschen, modernen Formen Platz zu machen, in denen allen die christliche Tradition mit der jeweiligen Zeitkultur sich eigentümlich verschmelze. Höchstens in sektenhaften Reaktionen und auch dort nur in scheinbarer Ursprünglichkeit und Zeitlosigkeit behaupten sich noch dürftige Reste des Urchristentums. Ich kann mir schwer denken, daß Wendt sich das Alles nicht selber gesagt hat, obschon auch ich es mangelhaft finde, daß er seinen Lesern keinen Eindruck von der Wucht dieses Problems erweckt. An einem guten und schlagenden Rechtsgrund für seine Parole dürfte es ihm nicht fehlen. Es kommt nämlich bei dieser Frage ganz darauf an, worauf Einer sein Augenmerk vor allem richtet, oder was für Augen Einer an die Sache mitbringt. Diejenigen Theologen, denen sich die ganze Geschichte des Christentums in eine Kette von lauter zeitgeschichtlichen, variabeln Phänomenen auflöst, beurteilen sie vom Standpunkt der Kultur und ihrer mannigfachen Mischungen mit der Religion aus; von da aus muß freilich Alles variabel erscheinen und hat jede Kulturschicht ihr besonderes Christentum. Wer dagegen auf die Religion selbst vor allem achtet, auf die einfachen Grundverhältnisse des Menschen zu Gott, der wird sich aus diesen Kulturdifferenzen nicht so viel machen und bei aller Anerkennung der kulturellen zeitgeschichtlichen Bedingtheit auch der Person Jesu und seines

Evangeliums dabei bleiben, daß hier ein Ewiges und Normatives uns gegeben ist, zu dem die Menschen aus allen Zeiten und Kulturen emporsteigen werden. Ich meine, daß wir bei aller Ehrlichkeit, mit der wir uns jede künstliche Erneuerung der Apokalyptik auch in Zukunft vom Leibe halten werden, nicht so viel Wesens aus unserer Modernität und unserem Abstand von Jesus machen sollten, solange wir doch nichts Besseres wissen als seine Jüngerschaft. Um eine freie, nicht gesetzliche Uebernahme seines Evangeliums handelt es sich selbstverständlich; in die Vergangenheit uns künstlich zurückschrauben geht nicht an, das würde selbst eine wunderlich kleine Auffassung von Jesus voraussetzen. Aber wer das nicht merkt, daß Jesus uns Menschen von heute immer noch das Beste zu sagen hat, der hat jedenfalls umsonst Theologie studiert. So hat Wendt sein „Zurück zu Jesus" gemeint, und so scheint es mir eine gute Parole, die einzige, der doch die Zukunft gehören wird. Und nur daß er noch zu wenig damit Ernst gemacht hat, hätte ich auszusetzen. Ob man das Wort „Reich Gottes" für unser irdisches Hoffnungsziel verwendet oder nicht, ist ganz einerlei; es wird doch sofort abgeschliffen und entwertet, je mehr man es braucht. Aber wie wir ohne eine neue Kräftigung unserer Erdenhoffnung an Jesu Reichgotteshoffnung in unseren gegenwärtigen kirchlichen und sozialen Kämpfen und Nöten auskommen sollen, ist mir rätselhaft; ich müßte darin den Verzicht auf den Sieg nicht unserer Religion, sondern unseres Gottes erblicken. Man spürt es seit der Abkehr Naumanns dem ganzen deutschen Christentum an, wie hoffnungsarm es geworden ist. Wer darum heute zur Lehre Jesu zurückkehren will, wie die Wendtsche Dogmatik es tut, der soll diese Hoffnung in uns beleben und zeigen, daß es im Sinn Jesu keinen Gottesglauben gibt ohne die Hoffnung, daß sein Wille auf Erden geschehe wie im Himmel. Ich glaube, daß in alle zerstreuten Paragraphen der christlichen Glaubenslehre wie der christlichen Ethik von da aus ein froherer, sieghafterer Geist einziehen wird.

Paul Wernle

Die Kirche in Rußland

3

Doch nun wird es Zeit, daß ich auch von dem inneren Leben der russischen Kirche rede und in einem Umriß wenigstens ein Bild davon gebe, wie das Christentum als Herzenssache in ihr gepflegt werde.

Man kann zunächst zweifelhaft sein, ob diese Kirche überhaupt danach trachte, Herz und Gemüt des Volkes mit einem eigenartigen Inhalte zu erfüllen. Denn was man von ihrem Tun und Lassen sieht, scheint alles aufzugehen in ödem Zeremoniendienste. Und wirklich hat solches Treiben in ihr überhand genommen und das Volk nur zu sehr gewöhnt, sein Heil in übelsten Aeußerlichkeiten zu suchen. Eine Hauptsache ist die Heiligenverehrung. Zu jedem Hause, ja zu jedem Zimmer gehören Heiligenbilder, die in einer Ecke angebracht sind und vor denen stetig ein Lämpchen oder Kerzen brennen. Das Volk betrachtet den oder die Heiligen, deren Bilder man besitzt, wie Hausgenossen. Es klagt ihnen sein Leid und gibt ihnen Teil an seiner Freude. Ehrfurcht bezeugt man dem Heiligen durch tiefste Verbeugungen und durch Küssen seines Bildes. Verbeugungen, ja Niederwerfen auf den Boden, hartes Aufschlagen mit dem Kopfe auf den Steinen, andrerseits vielfaches Kreuzschlagen nach ganz fest bestimmtem Ritus, gehört auch zu den regelmäßigen Formen der Gottes- und Christusverehrung. Bilder, Heilige, Christus, Gott selbst — das geht übrigens für den Russen Alles in Eins zusammen, der einfache Russe nennt sein Heiligenbild seinen „Gott". Sehr beliebt ist das Wallfahren. An heiligen Stellen beten zu können, ist dem Russen tiefes Bedürfnis. (Vgl. z. B. Tolstois Novelle „Zwei Greise.") Lange Zeit war das Wallfahren auch ein schweres Opfer. Aber es steckt auch noch viel nomadenhafter Wandertrieb im Russen, besonders dem Steppenbewohner. In der Zeit der Eisenbahnen und Dampfschiffe ist es nicht mehr allzu mühsam, sich nach dem heiligen Lande, nach Jerusalem, zum Sinai, nach den berühmten heiligen Klostergebiete des Athos, oder doch wenigstens zum Höhlenkloster in Kiew durchzuschlagen. Auch der höchste Norden hat Inselklöster, die von weither Wallfahrer bei sich erscheinen sehen. Es handelt sich besonders um die Berührung mit den erhaltenen Resten alter Heiliger oder auch mit lebendigen Asketen, die im Rufe der Heiligkeit stehen. Natürlich erwartet man Wunder bei ihnen zu erleben, Heilungswunder u. a. Aber man denkt auch, daß die Berührung mit ihnen die Seelen reinige. Wo man einem wirklichen Heiligen gegenübersteht, sieht man in den Himmel selbst hinein. Natürlich ist da, wo Christus geweilt hat, zumal in der heiligen Grabeskirche zu Jerusalem, der Himmel am allernächsten. Aber auch wo man auf Erden bei dem Grabe eines Heiligen steht, fühlt man sich umwittert von der Himmelsluft. Als zweifelloser Heiliger gilt dem Volke nur der, dessen Leiche der Verwesung widersteht. (Man erinnere sich der charakteristischen Szenen in Dostojewskis „Brüder Karamasow", als Pater Sossima, der allverehrte berühmte Staretz, alsbald nach seinem Tode „Verwesungsgeruch" verspüren läßt!) Die meisten solcher Heiliger hat das Höhlenkloster zu Kiew. Dort werden die Wallfahrer durch die Gänge im Klosterberge von einer unverwesten Leiche zur andern geführt, um ihnen ihre ehrfürchtige Andacht zu bezeugen. Es sind dort Leichen uralter Heiliger zu sehen. Skeptische Leute werden fragen, wie es damit in Wahrheit wohl stehe. Nun, das ist eine recht interessante Sache. Durch Indiskretion (vgl. „Leidensgeschichte eines Stundisten", Hefte zum Christl. Orient, Nr. 8, 1905, S. 8 ff.) ist bekannt geworden, daß die „Leichen" großenteils Puppen sind. Aber zum Teil doch auch wirkliche Kadaver. Alljährlich im Juni, wo Wallfahrer nicht zu kommen pflegen und das Kloster daher eine Zeitlang geschlossen werden kann, werden die allzusehr zersetzten Leichen von ihren Ruhestätten fortgenommen und beseitigt, so doch daß in feierlicher Weise neue Leichen mit ihrem Namen belehnt und unter Schwüren von Seiten der Mönchsgemeinde als „echte" Gestalten der betreffenden alten Heiligen anerkannt, ja alsbald ehrerbietig adoriert und dann ausgestellt werden. Eine Empfindung dafür, daß das Betrug, Selbstbetrug der Mönchsgemeinde sei, scheint zu fehlen. Ich erfahre übrigens von einem Russen, daß in letzter Zeit auch Heilige als solche anerkannt worden sind, von denen offiziell bekannt gegeben, daß ihre Leiche verwest und nur ihr „Gerippe" übrig geblieben sei. Die Höchste der Heiligen ist die „Gottesgebärerin", die Immerjungfrau Maria. Es gibt mehr als eine solche. Denn im Grunde handelt es sich um die Bilder, und diese gelten nicht alle für bloße Repräsentanten des Originals; sie sind in abgestufter Wertschätzung ihrer Wunderkraft selbst „Marien." Zu deutlicher Unterscheidung von Bild und wirklicher Person erhebt sich der „fromme" Russe bei einem Heiligen nicht. Das erklärt auch die unbefangene Möglichkeit des Leichenersatzes, den ich erwähnte. Bei den mancherlei verschiedenen und dann irgendwie doch als identisch gedachten Marien handelt es sich um das, was man in der Religionsgeschichte Henotheismus im Unterschiede von Monotheismus nennt. Der Gedanke der „vielen" lokalen Marien verträgt sich mit dem der „einen", daß ich so sage, Grundmaria. Wohl die vornehmste „Mutter Gottes" ist die „iberische" im Kreml, der eigentlichen Altstadt von Moskau, die doch zugleich die prachtvollsten Paläste und Kirchen befaßt. Sie ist der „geschickteste Arzt" von Moskau, macht auch auf Einladung und gegen entsprechendes Honorar ärztliche Besuche. Selten daß sie „zu Hause" zu finden ist. Ist sie unterwegs, so wird sie daheim in einem Duplikat ausgestellt, welches die gleiche Verehrung, wie sie selbst genießt.

4

Indes im Heiligendienste, im Besuche der Heiligen erschöpft sich natürlich die Frömmigkeit des Volkes nicht und auch nicht der Anspruch der Kirche. Reden wir zunächst weiter von dem regelmäßigen Gottesdienst, der von den Priestern abgehalten wird.

Ich muß da vorab ein Bild geben von dem Aussehen

*) Auf die Zusammenfassung von Dogmatik und Ethik in Wendts System sei hier noch besonders aufmerksam gemacht; sie ergab sich für ihn direkt aus seinem Rückgang auf die Lehre Jesu.

eines russischen Kirchengebäudes. Ein solches hat im Grundzuge eine ganz bestimmte Gestalt, die immerhin dem Architekten Freiheit genug läßt, um im Einzelnen vieles individuell zu gestalten. Es ist natürlich ein Unterschied zwischen der Kirche des armen Dorfes, die klein und meist aus bloßem Holze gefügt ist, und der der Großstadt, in dieser wieder zwischen den Prunkkirchen, den bischöflichen Kathedralen und großen Klosterkirchen, und den „gewöhnlichen" Kirchen. Auch bedeutet, wie überall, die Zeit etwas; die „alten" Kirchen sind streng im Stile, die modernen (seit etwa der Zeit Katharinas II.) zeigen das Streben nach Variation. Im Typus ist das russische Kirchengebäude in Uebereinstimmung geblieben mit den Bauten, die sich im ganzen orthodoxen Orient, vorab in Konstantinopel entwickelt hatten. Doch hat sich in Rußland eine Eigentümlichkeit der Kuppelung herausgebildet. Der „altrussische" Stil ist nämlich gekennzeichnet durch fünf Kuppeln in „Zwiebelform", der griechische, sog. „byzantinische", zeigt die einfache, im allgemeinen ziemlich flach gewölbte Rundkuppel, (meist auch eine überragende und vier Nebenkuppeln). Ueber jeder Kuppel erhebt sich ein Kreuz, welches ebenfalls einen „Typus" hat, der natürlich aber auch variiert werden kann. Was die innere Anlage, die Gliederung des Raumes betrifft, so handelt es sich zunächst um eine Vorhalle, in der vor allem Kerzen zu kaufen sind, wenn etwa Jemand während des Gottesdienstes eine solche vor einem der Heiligen anzuzünden das Bedürfnis empfindet. Dann kommt ein Raum für die Teilnehmer am Gottesdienste. Davon unterschieden ein solcher für die agierende Geistlichkeit, zumal auch den Kirchenchor. Endlich — und das ist das Charakteristischeste an dem Gebäude — eine Wand mit drei Türen, hinter denen drei Räume sind: zwei für Vorbereitung des Klerus auf seine Funktionen, der dritte, mittlere hinter der reichsten, manchmal mit durchbrochener Arbeit versehenen sogenannten königlichen Tür, für den Altar, dem kein Laie sich nahen darf. Diese Wand heißt der „Bilderstand", denn über oder auch neben ihren Türen sind die Bilder wenigstens Christi, seiner Mutter und der speziellen Heiligen des Ortes oder der Kirche. (Andere Heiligenbilder liegen auf kleinen Pulten unter Glas, damit die Küsse sie nicht schädigen). Die genannten Teile der Kirche sind in ihrer Abgrenzung oft undeutlich, die „Vorhalle" ist nicht durch Türen (höchstens durch Säulen) von dem „Tempel" der Gemeinde geschieden, der Raum für den Klerus ist etwa durch niedere Stufen, die zu ihm führen, bezeichnet, die Räume hinter dem Bilderstand (Ikonostas; wir im Auslande sagen gewöhnlich „Bilderwand") sind nicht notwendig von einander getrennt. Eine russische Kirche hat wie jede orientalische Kirche (anders als eine römische) nur je einen Altar, den Prestol, d. h. „Thron" (Gottes). Ich übergehe weiteres Detail.

Der Gottesdienst der regulären Form ist die sogenannte Liturgie, abendländisch ausgedrückt die Messe, ein Akt zuerst der Opferung des Leibes und Blutes Christi, dann einer Darbietung desselben zum Genusse der Gemeinde. Vorbereitet und begleitet wird das Tun des eigentlich leitenden Priesters, des Liturgen, durch biblische Lesungen, Gebete, Gesänge, für die der Priester seine Gehülfen hat, besonders den Diakonen und den Sängerchor. In der orientalischen Kirche wird der Gottesdienst in der Landessprache gehalten, freilich in einer altertümlichen Form, in Rußland in der sogenannten kirchenslavischen Sprache, die dem Russen doch nicht viel verständlicher ist als dem Deutschen etwa das Altdeutsche, sagen wir die Sprache Karls des Großen. Der Gesang wird in keiner Weise von der Gemeinde, sondern nur von dem bestellten Chore ausgeführt. Von schönen Stimmen getragen, ist er in den Melodien von ergreifender Weichheit und Innigkeit, bald voll Wehmut, bald voll Freudigkeit. Die Aktion des Priesters stellt sich dar als ein zweimaliger Einzug in und durch den Raum, in dem das Volk steht. (Man hat in einer orientalischen, russischen Kirche, abgesehen von der Vorhalle, keine Gelegenheit zum Sitzen.) Das Ganze macht einen theatralischen Eindruck und wird auch theoretisch als geistliches Drama gedeutet. Der erste Einzug des Priesters mit allen Diakonen, die er hat, wobei ein Diakon das Evangelium voranträgt, soll Christus zeigen, wie er predigend das Land durchzog. Der zweite, sogenannte „große Einzug", wobei der Priester den Abendmahlskelch, sein Diakon (wenn er einen hat, andernfalls trägt der Priester beides zugleich) einen Teller mit einem Aufbau zuvor in der Verborgenheit hinter der Tür zur Linken zugerüsteter heiliger Brotstücke trägt, zeigt Christus auf dem Wege nach Golgatha. Der Priester geht hier zum Schlusse durch die königliche Türe zum Altar ein, auf dem er in langer Aktion, während deren die Gemeinde höchstens gewisse seiner Bewegungen wahrnehmen kann und übrigens Gebete und Gesänge vernimmt, die Opferung vollzieht. Zuletzt öffnet sich die königliche (Flügel-) Tür wieder und der Priester, jetzt den Auferstandenen darstellend, bringt Leib und Blut des Lebensfürsten der Gemeinde zur Speisung entgegen. Er trägt den Kelch in der Hand, in dem Wein und Brod zusammen enthalten ist und reicht davon mit kleinem Löffel Jedem, der sich naht und soweit der Inhalt reicht. Es folgen noch lange Danksagungen usw.

Auf Pracht der Priesterkleidung, besonders beim Bischof, wird gehalten, soweit die Mittel es erlauben. Es gibt enorm reiche Kirchen, besonders in manchen Klöstern. Groß ist der Schatz an Edelsteinen. Wie ich mir habe sagen lassen, kommt es vor, daß die Bischöfe sich das Glaubensbekenntnis in Gold und Perlen in ihr Ornat sticken lassen: da sehen doch die Gläubigen den Wert ihres Glaubens. Nicht selten, daß ganze Heiligenbilder in das Gewand hineingestickt sind. Im Ornat des Bischofs hat sich ein Nachbild der Tracht der byzantinischen Kaiser erhalten. Natürlich ist ein Gottesdienst am Festtage, zumal in einer reichen Stadtkirche, in einer bischöflichen Kathedrale, anders prunkvoll als am gewöhnlichen Sonntag und im Bauerndorf. Indes die Idee wird überall zur Anschauung gebracht. Und das allgemeine Bewußtsein, daß der Priester im Gottesdienste den Herrn selbst darstellt, als eine sichtbare „Erscheinung" des Herrn auf Erden, als eine Verkörperung zuletzt gar des Auferstandenen zu erachten ist, das gibt ihm das Gepräge von Heiligkeit, das jeder Russe empfindet, sobald er ihn eben in seiner amtlichen Gewandung und Funktion sieht. Es wird erzählt, die Gesandten Wladimirs, die in Konstantinopel um Missionare baten, hätten von dem Gottesdienste des Patriarchen, den sie in der Kaiserstadt sahen, berichtet, er habe ihnen den Himmel selbst offen gezeigt, („wir waren wie im Himmel"). Nicht viel anders empfindet der fromme Russe noch heute die kirchliche Feier der Liturgie. Man braucht darüber nicht nur den Kopf zu schütteln. Es liegt auch eine beneidenswerte Fülle von Andacht darin. Natürlich ist in der Menge mehr stumpfe Gewöhnung, höchstens abergläubisches Staunen, die Regel, als die wirklich gesammelte, innerlich feierliche Stimmung. Der Priester ist selbst oft, nur zu deutlich, nichts weniger als „feierlich."

Gepredigt wird in einer russischen Kirche kaum je. Alles, was die Kirche verrichtet, was der Klerus zu tun hat, ist Ritus. In Form von Weihungen ist die Kirche bereit, das ganze öffentliche und private familiäre Leben zu heben. Es ist nicht bloßes Sonntagskirchentum, was wir in Rußland treffen, aber freilich es ist nur rituelles Kirchentum. Alles ist Formel, Gestus, bestimmte Observanz. Nicht im Volksleben steht die Kirche, aber überall daneben. Es gibt Nichts, was die Kirche nicht mit Weihrauch und Wasser, auch Gebet und heiligem Spruche zu weihen sich erböte (vgl. „Bitt-, Dank- und Weihegottesdienste der orthodox-katholischen Kirche des Morgenlandes, deutsch und slavisch", von A. Maltzew, 1897). Ihre Gebete sind zum Teil schön. Sie kennt die echte liturgische Sprache und könnte uns Manches lehren. Ihre Gebete haben auch geistigen Gehalt, mehr noch freilich Wortfülle. Das Gleiche gilt von den Gesängen. Ihr ästhetischer Wert ist nicht gering, er ist auch das Bedeutsamste an ihnen, aber es fehlt auch nicht an echtem religiösem Gehalte.

Die Kirche hat sieben Hauptsakramente, „Mysterien" wie der richtigere Ausdruck lautet, geheimnisvolle Verrichtungen der Priesterschaft, die das Heil vermitteln, das ewige Leben und den Himmel erschließen sollen und können. Der Teufel ist nicht viel weniger wichtig als Gott, und wie es viele Heilige gibt, so auch viele Unholde, Geister und Gespenster, vor denen es gilt sich zu hüten und möglichst durch die Weihungen der Priester

zu sichern. Irgendwie haben alle mysteriösen Begehungen der Kirche einen Bezug nicht nur auf Gott, sondern auch auf den Teufel. Ich kann die sieben Hauptmysterien nicht einzeln durchsprechen. Sie sind dem Titel nach die gleichen wie die sieben Sakramente der römischen Kirche, aber ihre Form ist eigenartig und läßt oft kaum daran denken, daß sie mit römischen Handlungen identisch sein sollen, ja wollen. Die Taufe wird am Kinde gemeinhin am achten Tage vollzogen. Sie geschieht in der Kirche oder auch im Hause. Im letzteren Falle wird das Taufbecken, nicht eine Schüssel, sondern ein tiefes Gefäß, in das Haus verbracht. Denn alle müssen in der gleichen Lebensquelle getaucht werden, und sie werden wirklich völlig eingetaucht. Der Pope muß geschickt sein, um das nackte Kindchen fest zu fassen und, ohne es der Gefahr des Erstickens auszusetzen, dreimal bis über den Kopf im Wasser zu versenken. Es schließt sich an die Taufe eine heilige Salbung verschiedener Glieder des Kindes, die mit einem Pinsel „kreuzweis" bestrichen werden. Während dieser letzteren Handlung ruht das Kind auf einem Kissen oder einer Decke, in den Armen eines Paten. An die Taufe schließt sich, wie bei uns, ein Familienfest.

Ferdinand Kattenbusch

Von aktuellen Sachen

9. Noch einmal das System Seeberg

Vgl. Nr. 17, 22 (Sp. 547 f.) und 25

1. Person und Sache

Als Seebergs Antwort mir zuging, habe ich mich beeilt, sie unsern Lesern durch Abdruck bekannt zu machen. Ich schickte sie in die Druckerei, ohne sie auch nur vorher gelesen zu haben. Denn es war für mich selbstverständlich, daß ich ihre Wiedergabe in der Christlichen Welt ebenso meinen Lesern wie D. Seeberg schuldig war. Darnach, als die Antwort in der Christlichen Welt zu lesen stand, habe ich sie auch gelesen.

Herr D. Seeberg hat nicht das Mindeste an dem Tatsachenmaterial, mit dem ich rechnete, berichtigen können. Es lag ja auch die ganze Reihe der Begebenheiten einer breiten Oeffentlichkeit vor, ich habe sie in Nr. 17 nur festgestellt und meine Schlüsse daraus gezogen.

Peinlich war mir von Anbeginn und peinlich bleibt es für mich, daß ich Seeberg persönlich angreifen mußte. Man wird mir nicht nachsagen können, auf Grund der zweiundzwanzig Jahre Publizistik, die ich hinter mir habe, daß ich persönliche Händel gesucht, daß ich Irgendjemandem nach seiner Ehre getrachtet hätte. Zum ersten Mal schien sich mir hier in einer bestimmten Persönlichkeit ein Unfug zu verkörpern, den man nur wirksam bekämpfen könne, wenn man die Person stellte. Jedes allgemeinere Gerede zur Sache schien mir aussichtslos. Hier hatte ich es mit einem hochangesehenen Manne zu tun; wenn man dem seine Verantwortung für die Verworrenheit der Lage und für die Verkehrung der Gemüter vorhielt, so konnte das wirken. Ich habe nicht Motiven nachgespürt, ich habe nicht gerichtet. Ich habe nicht einen Moment vergessen, daß ich kein Herzenskündiger bin. Ich habe mein Anklagematerial vor ihm und Andern ausgebreitet, so mochte er sich verteidigen, und die Andern mochten richten. Von einem „System" sprach ich, weil ich nach einem Gedankenzusammenhang suchte in dem zweideutigen Material, nach einem System das unter Umständen auch von der einen Person ablösbar war, um eine ganze Partei dafür verantwortlich zu machen. Ich war nicht „kleinlich", wie D. Seeberg mir am Schlusse seines Artikels vorwirft. Gleichviel ob das Viele verstehen oder nur Wenige: mein Angriff war nicht persönlich. Nicht persönlich im unmoralischen Sinne dieses Eigenschaftswortes. Ich kenne D. Seeberg nicht und habe nichts wider ihn. Er mag der beste Mensch, der liebenswürdigste Lehrer, der treueste Freund und Führer sein. Fast möchte ich sagen: um so besser für mich! Um so sicherer muß er doch noch das Unrecht einsehen, das ich ihm öffentlich vorwerfe, und die Wege meiden, die er um des gemeinsamen großen Interesses willen besser meiden sollte.

Faktisch zu berichtigen ist nach D. Seebergs Antwort nur ein Nebenpunkt. Der offene Brief der DD. Bonwetsch und Stange ist ihm wie allen andern Lesern erst in der Kreuzzeitung zu Gesicht gekommen (Sp. 617 gegen Sp. 422). Das habe ich nicht für möglich gehalten. Ich würde für einen solchen Freundschaftsdienst ungern zu danken haben. Aber Gebrauch gemacht habe ich so, wie geschehen, von diesem offenen Briefe mit vollem Bewußtsein erst, als das Erscheinen des Briefes durch Abdruck in der Reformation sanktioniert war (Sp. 422). Zur Sache trägt jener mein Irrtum nichts aus.

Von andrer Seite ist mir gesagt worden — und fast klingt es auch durch die Aeußerung des D. Seeberg hindurch —: ich überschätze D. Seebergs Einfluß auf die ihm befreundete Presse. Das kann sein; wie soll ich da zu einem sichern Urteil kommen? Pfleiderer hat „aus wiederholten Gesprächen" bezeugt, daß Seeberg von der „wüsten Hetze der orthodoxen Parteipresse" „ebenso überrascht und ebenso *und sogar noch mehr* peinlich berührt worden" sei als er, Pfleiderer, und Andere (Sp. 548). Man darf doch annehmen, daß diese höchst bestimmte Mitteilung Pfleiderers durch Seeberg (Sp. 616 unten) nicht dementiert sein soll. Ist das nun so, daß der Fanatismus jener Presse in diesem Falle auch Seeberg peinlich berührte (Sp. 548) und daß er sie, „wo sich Gelegenheit dazu bot, zur Mäßigung gemahnt" hat (Sp. 616), so beleuchtet das die Lage aufs schärfste. Wir wollen es uns merken. Aber zur wirklichen Entlastung für Seeberg würde diese Tatsache doch nur dienen, wenn er gegenüber dem Verhalten der ihm anhängigen Presse seine ganze Schuldigkeit getan hätte. War es Klugheit, war es Schwäche, daß er es bei jenen gelegentlichen Mahnungen bewenden ließ: ich nehme an, daß er hätte mehr tun können, und schätze seine Macht über seine Partei höher ein. Ueber die Presse reden wir später noch ein Wort.

Kurz, ich bin noch nicht überzeugt worden, daß ich Seeberg Unrecht getan habe. Eine andre Genugtuung, als daß ich alsbald sein Wort neben das meine gestellt habe, weiß ich ihm nicht zu geben; zu berichtigen habe ich in der Hauptsache Nichts. Sollte man darauf, daß ich mich mit Seebergs Antwort im Einzelnen auseinandersetze, nicht verzichten wollen, so bin ich bereit es nachzuholen; aber raten kann ich dazu nicht.

2. Der Kerngedanke des Systems

Aber einen Gewinn habe ich zu verzeichnen. Herr D. Seeberg hat uns in seiner Antwort gesagt, worauf es ihm in der ganzen theologisch-kirchlichen Krisis ankommt. Er hat uns den Zentralgedanken offen bekannt, um den sich sein kirchenpolitisches Dichten und Trachten bewegt. Es ist der Gedanke der Parität.

Könnte ich nur in die Losung einstimmen! Es mag so eigensinnig aussehen, so unfriedlich, wenn ich nur den Kopf schüttele und nun erst recht dem System Seeberg widerspreche.

Ein Fortschritt liegt doch vor. Mit dem Persönlichen sind wir wirklich fertig. Es wird sich jetzt um den Grundgedanken der Seebergschen Kirchenpolitik handeln.

Seeberg selbst scheint anzunehmen, daß mir seine Losung willkommen sein müsse. Vielmehr, daß ich in meinem Innern sie gut heißen müsse, falls ich auch — aus Rechthaberei etwa — meinen Beifall nicht öffentlich äußern wollte. Denn (Sp. 615) „die gegnerische Presse", zu der ihm die Christliche Welt jedenfalls gehört, hat „den Grundsatz der Parität der Richtungen anzufechten sich nicht recht getraut." — Wie sollte sie auch! Würde sie doch sich vor jedem „modernen" Empfinden damit ins Unrecht setzen und dem kirchlichen Konservatismus für ein unerhörtes Entgegenkommen mit schnödem Undank lohnen!

Und doch halte ich den Gedanken für unsinnig.

Ich bin ein alter Feind des Paritätsprinzips. In ganz anderm Zusammenhange hat uns der Gedanke früher viel beschäftigt. Es handelte sich damals um Parität zwischen der römisch-katholischen und der evangelischen Konfession in Deutschland. Den Gedanken ernst zu nehmen ist nur dem Indifferentismus möglich. Jeder innerlich Beteiligte sieht, daß bei der unwägbaren geistigen Differenz der beiden Größen nur ein verschiedenes Verhalten zu ihnen möglich ist. Wenn das Staats-

recht dennoch mit dem Begriff operiert, so ist das nur in eng begrenztem Umfang berechtigt; die Christliche Welt hat im Jahre 1889 einen sehr sachverständigen Artikel darüber gebracht: „Sinn und Widersinn des Paritätsgrundsatzes" (in Nr. 40 und 43, von dem Oberkonsistorialrat Karl Köhler in Darmstadt).

Unmöglich wird das Paritätsprinzip in einer so zarten Sache, wie es die Berechtigung der Richtungen in der evangelischen Kirche bei der Besetzung der theologischen Fakultäten ist.

Ich verstehe sehr wohl, daß ein Staatsbeamter, der nichts von dieser Sache versteht, irgendwie im Spiel der Kräfte von rechts und links die mittlere Linie sucht. Daß er angesichts der unabsehbaren inneren Bedürfnisse, die er befriedigen soll, zu einem rein mechanischen Prinzipe greift. Aber es ist ja ganz undurchführbar.

Schon wegen der kleinen Zahl von theologischen Kathedern, wegen der Unberechenbarkeit ihrer Vakanzen und wegen der verschiedenen Eigenart der Länder und Kirchen, auf die sie sich geographisch verteilen. Man gestatte ein Analogon. So wenig die berühmte „Statistik" Schieles eine Statistik war, bei der wirklich gerechnet werden konnte, wegen des zu geringen Umfangs der vorgeführten Masse, so wenig kann ein mechanisches Gleichgewicht erstrebt werden bei Besetzung der theologischen Professuren in Preußen oder sonstwo, weil die in Betracht kommenden Faktoren nicht gewogen werden können. Ungefähr Alles, was Schieles Kritiker gegen dessen „Statistik" gesagt haben, gilt gegen Seebergs Parität. Und der große Fehler der Schieleschen Tabelle war, daß sie sich überhaupt auf den Paritätsgedanken einließ.

Man könnte ja an den beiden großen preußischen Fakultäten Berlin und Halle den Versuch machen, eine Parität der Richtungen herzustellen und zu pflegen. Ich habe früher einmal ausgesprochen, daß eine beliebige Häufung und richtungsmäßige Differenzierung an großen Fakultäten, wenn der Staat das Geld dazu hat, keinen sachlichen Bedenken ausgesetzt sei. Je kleiner die Universitäten, desto mehr wird das Experiment sie schädigen. Ich verzichte darauf, diese praktische Seite der Sache zu verfolgen. Der Staatsmann, der in seiner sonstigen Ratlosigkeit Parität durchführen will, wird rasch die Schranken dieses Prinzips zu spüren bekommen.

Aber ich habe es in Seeberg mit einem Theologen zu tun. Welch armseliges Fündlein ist für einen Theologen im Streite der Geister die rettende Parität!

Erstens bestreite ich, daß es zwei Richtungen gibt. So arm ist die Theologie der Gegenwart nicht. Sie ist zu reich an Nüancen, an Uebergängen, wenn man die wissenschaftliche Arbeit der Fachvertreter ansieht. Und sie ist vollends zu reich an Individualitäten, nein Individualisten, Leuten die sich nicht einschlachten lassen in eine bestimmte Partei und dem ganzen innerkirchlichen Streit mit geteilten Sympathien gegenüberstehen, als daß man sie glatt sortieren könnte. In Berlin vertreten Seeberg, Kaftan und Pfleiderer als Ordinarii die Systematik. Wie bringt man die Drei in zwei Wagschalen unter? Der Dualismus des Paritätsprinzips ist an dem lebendigen Objekt, unsern Professoren, Gott Lob nicht durchführbar. Und gesetzt, man könnte heute offiziell eine Zweiheit der Richtungen feststellen, so bricht sich vielleicht seit gestern schon eine neue dritte Richtung Bahn. Es wird doch noch sehr viel Neues kommen in der Theologie, nicht wahr? Oder soll der Dualismus künstlich stabiliert werden? Wenn aber neue Schulen und Richtungen auftreten, so werden sie erst in Einem oder in Wenigen da sein. Dann aber soll und darf schlechterdings keine Parität ihre Mission verkümmern. Principiis obsta!

Man soll aber zweitens um der Theologie und Kirche selbst willen diese Losung fliehen wie das Feuer. Denn sie ernstlich aufrichten heißt die Entscheidung über das Ringen der Geister in Theologie und Kirche immer aufs neue den Juristen und Bureaukraten ausliefern. Gestern wurde ein Liberaler berufen, folglich kommt heute ein Orthodoxer an die Reihe. Ich respektiere die Verlegenheitspolitik. Man kann so vieles begreifen und verzeihen. Aber mit das Beste, was wir haben, ist unser ungezügelter Wetteifer im Dienst der Wahrheit. Da gibt es Siege der Einzelnen und der Richtungen, Niederlagen der Einzelnen und der Richtungen. Die Geschichte und der Gott der Geschichte sorgen schon dafür, daß schließlich ein Jedes zu seinem Rechte — und zu seinem Unrechte kommt. Hier mit einem mechanischen Gerechtigkeitsprinzip regulierend dazwischen fahren, steht in keines Staates und keines Ministers Macht. Also Verlegenheitsauskunft — gelegentlich — ja; Prinzip — nein.

Zum Dritten bringt die Parität den Frieden nicht. Im Gegenteil, ein eifersüchtiges Wachen der Parteien, ob ihnen auch ihr paritätisches Recht von Fall zu Fall gewahrt bleibe, ist die notwendige Folge. Schon jetzt sind die Auseinandersetzungen in der kirchlichen Presse darum so unerquicklich und öde, weil sie sich um die Parität drehn. Man kämpft nicht um Inspiration der Schrift, Christologie, Trinität, — sondern um Parität! Jammervoll. Seeberg schreibt: Ich bin der Ansicht, daß die Parität der Richtungen, wenn sie konsequent und energisch, aber natürlich auch nicht mechanisch, durchgeführt wird, den richtigen und sicheren Weg darbietet, um zur vollen und friedlichen Verständigung in der Frage nach den theologischen Fakultäten zu gelangen. Darin irrt er. Warum? Weil die konsequente und energische Durchführung des Prinzips die mechanische ist und dieser Mechanismus dem geistigen Charakter der Kirche und Theologie stracks zuwiderläuft.

Viertens. Die Paritätslosung wird tatsächlich immer nur von denen zum Programm erhoben, die sich im Kampfe die Schwächeren fühlen. Ich bedaure den Männern, die uns heute Parität als das Einzige, was not tut, entgegenhalten, sagen zu müssen, daß sie damit die derzeitige Schwäche ihrer theologischen Richtung unfreiwillig bloßstellen. Sollen wir uns darüber freuen und auf das anscheinende Entgegenkommen darum erst recht eingehen? Nein, wir können uns nicht eher zufrieden geben, als bis wir ein wirkliches Verständnis unsers Rechts in der Kirche bei unsern Gegnern verspüren. Wer verbürgt uns sonst, daß es sich nicht um ein kirchenpolitisches Manöver handelt, den Rückzug zu maskieren? Hat man dann Kräfte gesammelt, so wird man wieder um so unparitätischer gegen uns vorgehen.*) Man handelt ja auch gar nicht nach dem Paritätsgrundsatz, wo man in Macht und Besitz ist! Damit soll den Männern von der Rechten, die den Grundsatz öffentlich vertreten, ganz gewiß die Redlichkeit dabei nicht abgesprochen werden. Nur imponieren kann uns die Losung nicht, weil sie eine Losung der Schwäche ist. Und wir stimmen nicht ein. Vielmehr wollen wir den vorzüglichen Anspruch auf Amt und Wirksamkeit der größeren Tüchtigkeit wahren. Stellen Seeberg und Genossen die besseren Professoren, dann sollen sie auch die Professuren haben. Wenn wir, wir. In Wirklichkeit mag es durch allerhand Kompromisse gehn; ich rede vom Prinzip.

3. Kirchenpolitik und Theologie

Bei Alledem muß ich Seeberg ein Zugeständnis machen. Er hat ein kirchenpolitisches Prinzip. Und er treibt mit aller Selbstverständlichkeit Kirchenpolitik. Wir dagegen — ich rede von mir und meinen näheren Wahlverwandten — haben kein kirchenpolitisches Prinzip und treiben nur Kirchenpolitik von Fall zu Fall, wider Willen. Wir haben die Vorstellung, daß das, was wir für recht halten, in der Kirchen- und zumal in der Fakultätengeschichte eigentlich von selbst kommen müßte. Wenn dann Gefahr ist, daß es nicht von selbst kommt, gibt es wohl ein plötzliches Rennen und Laufen, und wenn dann das Unglück geschehen ist, eine große Entrüstung.

Es kann sein, daß wir damit auch nicht ganz auf dem richtigen Wege sind. Vielleicht sollten wir mehr an der Kirchenpolitik Anteil nehmen. Aber es muß uns erst Jemand zeigen, wie man das machen soll, ohne Schaden zu nehmen an seiner Seele. Insbesondere Herr D. Seeberg müßte uns das zeigen. Aber indem er eine solche Presse an sich hat und sich mit dieser Presse immer wieder identifiziert, wird er uns zum Exempel des Gegenteils. Wie diese konservativ-kirchliche Presse Kirchenpolitik

*) Vgl. Das Reich Nr. 48 vom 6. Februar: „Wir glauben doch betonen zu müssen, daß wir diese Parität nur als Notstand ansehn." Ist aufs Wort zu glauben! Zum wirklichen Stande in Preußen vgl. den Artikel „Parität" in Nr. 20 der Preußischen Kirchenzeitung.

treibt, kompromittiert sie fortwährend ihre Partei und die ihr zugetanen Theologen. Wie viel Gutes die Kirchenzeitungen auch sonst enthalten, wieviel Gutes die ihnen verbundenen Theologen leisten mögen: es geht für unser Empfinden unter in ihrer Kirchenpolitik.*) Wir sind nicht aufnahmefähig für das, was in solchem Zusammenhang uns geboten wird. Und wir verachten nun vollends, wenn wir wahrzunehmen glauben, daß jene Theologen die Geltung, die ihnen auf wissenschaftlichem Wege zu erringen versagt war, auf kirchenpolitischem Umwege zu erzwingen versuchen. Das mag oft nur Schein sein, aber zuweilen ist es zugestandene Wirklichkeit.

Unsre konservativen Theologen klagen, daß sie in der Wissenschaft nicht genug beachtet werden**); das mag zum Teil richtig sein. Ich habe selbst oft schon den guten Willen gehabt, wenigstens in der Christlichen Welt besser dazu zu helfen, daß anerkannt und bekannter werde, was an Streben und Können bei unsern theologischen Gegnern vorhanden ist. Dann und wann haben wir auch diesen Willen bewiesen. Wenn aber nicht genug, so ist daran mit schuld, daß einem bei der Beschäftigung mit den Gegnern immer wieder die kirchenpolitische Atmosphäre entgegenschlägt, in die ihre theologische Wirksamkeit getaucht ist. Darüber hilft uns die goldenste Losung nicht hinweg, und lautete sie auch auf Parität! Möchten doch unsre konservativen Theologen geduldig und tapfer die neuen wissenschaftlichen Aufgaben verfolgen, die sie sich gestellt haben: modernpositive Theologie, moderne Theologie des alten Glaubens usw., und nicht verdrossen werden, wenn wir nun nicht gleich voll Bewunderung ihnen die Palme reichen. Möchten sie Methoden gebrauchen, die uns zur Anerkennung zwingen! Wir unserseits sollen dafür in der Tat mehr auf sie achten und uns mehr mit ihnen auseinandersetzen.

Auf dem Wege werden wir besser mit einander vorankommen als auf dem kirchenpolitischen Pfade. Mit diesem friedlichen Gedanken will ich für mein Teil schließen. R

Impressionismus

Namen sind nicht immer nur Schall und Rauch. Oft sind sie erlösende Worte, Antworten auf die verworrenen Fragen einer Zeit, Schlüssel zu großen Problemen, die sie vielleicht nicht auflösen, deren Lösungsmöglichkeit sie aber andeuten.

Für den Geist eines Zeitalters den bezeichnenden Namen finden, das heißt zwar nicht, ihn erklären, aber doch ihn einordnen in den großen Zusammenhang aller Dinge, ihn verstehen. Freilich pflegt solche Erkenntnis erst dann aufzugehen, wenn die bannende Macht des Zeitgeistes nachzulassen beginnt, wenn ein Geschlecht seine Lebensform abstreift wie ein alterndes Gewand.

Ein vielverstehender Beobachter neuester Zeit, Richard Hamann (Der Impressionismus in Leben und Kunst. Köln, Verlag Dumont-Schauberg 1907. 320 S. 7,50 Mk.), der mit vielen von uns überzeugt ist, daß ein geistiger Wetterumschlag nahe bevorsteht, gibt der Lebensstimmung, aus der wir soeben herkommen, den Namen: Impressionismus. Ein unschönes Wort französischer Prägung, von einer Malersippe erdacht und eigentlich nur auf eine gewisse Malweise zutreffend. Aber am Ende haben die meisten Schlagworte der Geschichte, die wir nicht entbehren können, irgend etwas Schiefes und Schielendes — man denke an „Klassizismus“, „Renaissance“, auch an „Reformation“, „Christentum“ u. a. Unleugbar ist jenes Wort inhaltvoller als das sonst übliche: „moderner Stil“; auch kann man nicht sagen, daß das von Karl Lamprecht erfundene „Reizsamkeit“ eine Verdeutschung wäre, die sprachlich befriedigte.

Mit großen Mitteln unternimmt es Hamann, unter seinen Begriff Alles zu bringen, was wir Kinder der Gegenwart denken und schaffen. Die impressionistische Kunst ist ja nur der höchstempfindliche Erdbebenmesser, der die Zitterwellen des geistigen Lebens von allen Seiten her aufnimmt und verkündet. Aber wir erkennen in allen Lebensäußerungen von heute den gemeinsamen Stil, der über uns herrscht. Hamann selbst ist Impressionist genug, um ihn zu empfinden, begabt mit jener feinen Eindrucks- und Ausdrucksfähigkeit für seelische Reize, die dem heutigen Menschen eignet.

Eine Wanderung durch die Künste läßt ringsum dieselbe Eigenheit bemerken. Der Maler gibt uns Bilder des Augenblicks im allerwörtlichsten Sinne. Was uns bei einem einzigen Augenaufschlag erscheint, den Eindruck weniger Sekunden, nicht mehr und nicht weniger, hält er fest. Die Pupille des Beschauers soll nicht das Bild absuchen; er soll überhaupt Nichts darin suchen, sondern schlechthin genießen. Daher die verschwimmenden Umrisse, die Betonung der Farbe vor der Form, das Zufällige und Ungewollte solcher Gemälde, der Mangel an Komposition. „Das Leben ist nur ein Moment.“ Daher die Vorherrschaft der Landschaftsmalerei, das Hinauswandern des Malers aus künstlichem Atelierlicht ins plein air. Daher beim Menschenbildnis die stimmunghafte Flüchtigkeit und geistige Unbedeutendheit. Daher das Vermeiden geschichtlicher Stoffe oder, wo sie behandelt werden, ihre Auflösung in traumhafte Symbolik. Nicht das Nachdenken noch das Ueberdenken will das Bild anregen, will nichts erzählen oder verraten — die sinnliche Wahrnehmung ist Alles, diese aber eingetaucht in die Fülle der Lichtreize, die das überempfindliche Auge des heutigen Malers aufnimmt und mit einem unerhörten Raffinement der Technik wiedergibt.

Ganz unvereinbar mit solchem Stile scheint die Plastik. Ihr Wesen ist ja die fest umrissene Gestalt, über die das Auge rundum wandert. Den fruchtbarsten Augenblick, mit Lessing zu reden, muß sie darstellen, also ein Bildwerk schaffen, das in erstarrter Bewegung eine Geschichte erzählt — ein „Denkmal.“ Es ist nicht zufällig, daß, von bestellten Staatsaufträgen abgesehen, die Denkmalskunst heute nur spärlich blüht. Und wo sie Großes erzeugt, sucht sie zu malen; in rauher Oberfläche spielen Licht und Schatten; farbige Beigaben, Tönung des Steines steigern die Augenwirkung. Ja, dem harten Stoff zum Trotze zerfließt das Gebilde in zitternden Linien oder bleibt unausgeboren im Marmor stecken. Selbst das Standbild, weit entfernt, monumental zu wirken, erweckt den Anschein der Skizze, des Hingeworfenen, wie vor Allen Rodin, der hoch Gefeierte, es vermag. — Sogar die an klare Form am stärksten gebundene Baukunst steht unter der Macht dieses Stiles: in der Innenarchitektur herrscht die Freude an der Farbe, das malerische Bedürfnis; im Außenbau die rauhe Behandlung des Steines, die Unregelmäßigkeit, der launische Einfall im schmückenden Relief.

Auch in der Musik löst der Impressionismus die alten Gesetze der Tonfolge auf. Jede Durchführung eines Themas fällt dahin; alles, was an logischen Aufbau erinnert, wird vermieden. In ununterbrochenem Wechsel der Tonart, in Undeutlichkeit des Taktes, in drängendem Gewoge von Dissonanzen fließt die „ewige Melodie“ dahin. Höchstens, daß kraft der echt impressionistischen Neigung, durch Wiederholung den Eindruck zu steigern, in dem Strom der zerschmolzenen Tonfluten — nach einem Worte Hanslicks — die Leitmotive wie Eisschollen schwimmen. „Rauhigkeit“ nennt Hamann diesen musikalischen Stil, indem er dem modernen Brauche folgt, verschiedenartige Sinneseindrücke zu vermischen.

Am stärksten äußert sich nächst der Malerei der neue Stil in der Dichtung, und hier am auffälligsten im Drama. Dramatische, zweckvoll gefügte Handlung ist dem Impressionismus durchaus zuwider. Daher ist auf der heutigen Bühne das äußere Geschehen gering, die Stimmung Alles. Den Zuschauer in Stimmung zu versetzen, dient schon der Theaterbau, die beliebte Intimität des nicht zu großen Bühnenraumes, die unerhörte Kunst der Kulissen, Kleidung und Sprache der Spieler, vor allem aber der Dialog, der sich in Andeutungen und allmählichen Enthüllungen seelischer Zustände vorwärtsbewegt. Allein die geschäftliche Blüte unseres Theaterwesens kann darüber nicht täuschen, daß die Stärke heutiger Dichtung in der Lyrik liegt, ihrer schildernden Kraft, ihrem sinnlichen Reiz, ihrer feinstentwickelten Wortkunst, die durch bloßes Anrühren der Phantasie Bild um Bild hervorruft, von derber Sinnlichkeit bis zum flüchtigen Schatten des Halbbewußten.

*) Ich habe auf diese Wirkung der Kirchenzeitungen schon in Nr. 18 Sp. 439 hingewiesen.

**) So klingt es immer wieder durch Kropatschecks unten besprochenen Artikel durch; vgl. Verschiedenes.

Und nicht nur Kunststil ist der Impressionismus. Bis in die Gründe philosophischen Denkens reicht er hinab. Der sinnliche Eindruck ist ihm das einzig Wirkliche; Nichts besteht an sich, Alles nur für den Denker, das Subjekt, die Individualität. Und zwar nicht das durch logischen Prozeß Erschlossene bekümmert den Denker, sondern das unmittelbar und augenblicklich Gegebene. Nicht das Denknotwendige, sondern das Zufällige beschäftigt ihn; er ist ein sich selbst beobachtender Psycholog, ein Seelenhistoriker. Solche Philosophie kann nicht Systeme bauen, sie verkündet ihre Wahrheit in geistreichen Einfällen, Aphorismen, wie der glänzendste Sprecher impressionistischen Denkens, Nietzsche, getan.

Ja, tief in das sittliche Leben greift solche Denkweise ein. Für den selbstherrlichen Augenblicksmenschen wird der Staat eine lästige Fessel, Vaterland eine Farce. Der überall auftauchende Rassenkultus beweist nichts dagegen, er ist nur hochgespanntes Eigenbewußtsein, Uebermenschentum im großen Stile. Auch der Sozialismus ist nur scheinbar ein Gegensatz gegen den Individualismus, in Wahrheit zielt er auf die Beglückung des Einzelnen, dem der Staat nur Versorgungsanstalt ist. Der Mensch von heute ist überall zu Hause, wo es ihm wohlgeht; liebt die Berufe, die an keine Scholle binden; schätzt vor allen die freie Tätigkeit des Künstlers und Literaten; lockert die Bande der Familie und ist geneigt, sie durch freies Liebesverhältnis zu ersetzen. Seine Moral ist auf das Ich gestimmt. Sichausleben ist der Sinn des Daseins. Daher sein Widerwille gegen alle ethischen Bindungen; seine Art, mehr den Gefühlen der Lust und Unlust, als der Pflicht zu folgen; sein Hang zur Einsamkeit, zur geistigen Aristokratie, zum launischen Sichgehenlassen; daher versteht er sich wenig auf Dankbarkeit und Treue, auf Mitleiden und Rücksichtnahme. Dagegen huldigt er der Befriedigung des Trieblebens, insbesondere des geschlechtlichen. Daher die beherrschende Rolle der Liebe in Kunst und Leben, einer Liebe, der in alle geheimsten Gelüste, auch die krankhaften, nachgespürt wird. Ja, das Kranke, das von der Norm Abweichende, das Seltsame und Paradoxe findet andächtige Verehrer; das Fernliegende, das Aelteste und Neueste interessiert den Gegenwartsmenschen, dessen Nerven nach Sensation verlangen. „Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt," mit diesem überlegenen Lachen stellt er sich jenseits von Gut und Böse.

Es bleibt noch übrig zu fragen, woher der Impressionismus kommt. Wir wären nicht moderne Menschen, wenn wir eine Tatsache nicht aus Gründen zu erklären versuchten. Gewiß ist die seelische Entwurzelung des heutigen Kulturmenschen bedingt durch die soziale Auflockerung alter Gesellschaftsordnungen, durch die Hast des Geschäftslebens, die Großstadt, Freizügigkeit, Weltverkehr, Internationalität des Handels, das Element der jüdischen Rasse, deren Werkzeug zugleich die freigeistige Presse ist. Aber die Wesenszüge des Impressionismus, der ja nicht zum ersten Mal in der Geschichte erscheint, sind die einer alternden Kultur. — An drei großen Künstlern weist Hamann die Eigentümlichkeit des Altersstiles auf. Man sehe Rembrandts letzte Radierungen: zerflossen in weiche Unbestimmtheit alle Formen, aufgehoben die Strenge der Komposition, die dargestellte Handlung in Stimmung aufgelöst, am Ende in den Augenreiz einer einzigen Lichtquelle, die geisterhaft aus mystischem Dunkel dringt. Man sehe auf seinen letzten Oelbildnissen die Symphonieen der dick aufgetragenen Farben. — Oder man denke an Goethes Greisendichtung. Nicht zufällig schwärmen heutige Impressionisten für das in tönende Lyrik zergangene zweite Faust-Drama. Hier wie im West-östlichen Divan ist statt der morgenhellen Klarheit des jungen Dichters ein dunkles Ringen, in wenig Worte Unsagbares zu pressen, nur anzudeuten und zu rätseln; dabei eine Dichtigkeit der Phantasiebilder, ein traumhaftes Wogen der Gefühle, eine Symbolistik, wie sie dem orakelhaft gewordenen Propheten hohen Alters gemäß ist. — Ebenso erweicht sich in Beethovens letzten Sonaten die straffe Form des Tonsatzes. Sprunghafte Uebergänge, Tonmalerei lassen diese Werke modern klingen, und in der großen „Neunten" mischt er in das Unzulängliche des Orchesters menschliche Stimmen hinein.

Und wie im Leben großer Einzelpersönlichkeiten, so bezeichnet in der Menschheitsgeschichte der Impressionismus ein Zeitalter nachlassender Kraft. So im Hellenismus, im Rokoko, in der Romantik, die jedes Mal ein Wellental bezeichnen, das auf die Höhe einer klassischen Zeit der erhabenen Gestaltungen, großer ethischer Männlichkeit und systematischen Denkens folgt Gibt diese Stilfolge uns das Recht, an eine jetzt anhebende neue Klassizität, eine ansteigende Schöpferkraft der Völker zu glauben? Hamann ist selbst zu modern, um prophezeien zu wollen. Er will nur darstellen, nicht urteilen, was der ausgebildetste Impressionismus, den die Welt bisher erlebt, uns an geistigem Besitz gegeben, was er uns genommen hat. Sicher scheints, daß wir nicht Alles zugleich haben dürfen: den großen Zug der objektiven Normen im Staate der Geister und die höchste Empfindlichkeit der Einzelpsyche.

* * *

Ein inhaltschweres Buch, dessen Bilder- und Notenbeigabe vielleicht noch vermehrt, dessen Sprache hie und da von Flüchtigkeiten gereinigt, und dem eine Inhaltsübersicht beigegeben werden könnte. Ausgelassen worden ist der Impressionismus in der Religion. Man könnte vermuten, daß er in ihr nichts zu tun habe, daß sich beide ausschlössen. Man könnte erwähnen, daß die bewußten Vertreter einer so ethisch bestimmten Religion, wie das Christentum ist, den Impressionismus im Leben und Denken ablehnten und ablehnen müßten. Aber das ist ein Irrtum. Man vergleiche Scholastik und Mystik, Orthodoxie und Pietismus, dogmenbildende und dogmenauflösende Zeiten, kirchliche Religion und Pflege des persönlichen Lebens; man denke an Thomas von Aquino und Hegel, an Arthur Bonus und Friedrich Naumann, um zu erkennen, wie stark auch die Religion von jener Stilfolge berührt wird, wie nötig ihr beides ist: die Kraft objektiver Gestaltung und die Reizsamkeit des Subjektes. Und darauf beruht wohl die Bedeutung einer Zeitschrift wie die Christliche Welt, das ist ihre Mission an die Gegenwart, daß sie im Sinne des Christentums impressionistisch ist.

W. Nithack-Stahn

Verschiedenes

Kirchliche Bewegungen der Gegenwart. Eine Sammlung von Aktenstücken. Unter Mitwirkung von Lic. Alfred Uckeley, Privatdozenten in Greifswald, herausgegeben von D. Friedrich Wiegand, ord. Professor der Kirchengeschichte in Greifswald. Jahrgang 1: 1907. Leipzig, Theodor Weicher 1908. 188 S. 2,80, gebunden 3,50 Mk.

Der beschränkte Raum, der den wöchentlich erscheinenden kirchlichen Zeitschriften zur Verfügung steht, erlaubt es ihnen nicht, auch nur für die wichtigsten kirchlichen Bewegungen der Gegenwart die Aktenstücke in der Vollständigkeit zu sammeln, die an sich wünschenswert ist. Sie müssen sich begnügen, von Woche zu Woche das grade für den gegebnen Zeitpunkt Bedeutungsvollste herauszuheben und aus den besten zugänglichen Quellen aktenmäßig zu belegen. Grade darin besteht auch ihr Vorzug: mit kritischem Sinne für Aktualität und mit Spürkraft für das, was in der chaotischen Mannigfaltigkeit des augenblicklich gegebenen Stoffes voraussichtlich dauernde Bedeutung hat, gibt ihr Redakteur, wenn er es ehrlich meint, eine besonnene Auswahl, die dem Leser ermöglicht, nicht nur „auf dem Laufenden" zu bleiben, sondern auch sich so bald als möglich nach den Ereignissen sein Urteil selbst zu bilden. — Ein Jahrbuch hat dem gegenüber eine andre Aufgabe. Es muß für die Themata, die es herausgreift, eine viel größere Vollständigkeit des Aktenmaterials erstreben: hat man ein Jahr Zeit zum Ausbeuten, so läßt sich mehr Wertvolles zu Tage fördern, als wenn man nur eine Woche Zeit hat. Die Abgrenzung und Sichtung des Stoffes muß viel strenger durchgeführt sein; die sehr viel weitere Perspektive kommt dem kritischen Blick zu gut. Endlich muß im einzelnen eine viel größere Genauigkeit des Wortlauts, des Datums u. s. w. erstrebt werden, als sie die Akten in der Tagespresse und oft auch sonst in der ersten Publikationsform besitzen: das Jahrbuch läßt immer die Zeit zu Kollation mit der Urkunde und zu Information an erster Quelle.

Wiegands Sammlung hat mit voller Klarheit diese Aufgabe erkannt und sie vortrefflich durchgeführt. Für eine allerdings stark begrenzte Auswahl von Themata verschafft sie meiner Chronik der christlichen Welt hinsichtlich der Akten eine fast noch willkommnere Ergänzung, als Schneiders ausgezeichnetes Kirchliches Jahrbuch sie mir hinsichtlich der zusammenhängenden Berichterstattung über die einzelnen Gebiete des kirchlich-praktischen Lebens und die Theologische Rundschau hinsichtlich der theologisch-wissenschaftlichen Gesamtbewegung gewährt. — Aus den Bewegungen in der evangelischen Kirche hat Wiegand (abgesehen von einigen ganz kurzen Akten über

Altlutheraner, Allgemeine evangelisch-lutherische Konferenz, Keplerbund und Innere Mission in ihrem Verhältnis zur Arbeiterbewegung, zusammen 10 Seiten) nur Akten zum Fall Jatho, César, Goetz, zum Bremer Monistenbund und zur hessischen Glossolali gesammelt. Wollte ich in der Chronik alles, was kirchlich von der gleichen Wichtigkeit ist, gleich ausführlich behandeln, so müßte ich sie von annähernd 40 auf gegen 120 Bogen steigern. Ich hätte es dann natürlich als Herausgeber viel bequemer. Aber vielleicht hat es doch seinen Nutzen, wenn ich mich quäle, den überreichen Stoff auf dem alten Raum so unterzubringen, daß ihn der Leser bewältigen und der Käufer bezahlen kann. Doppelt erleichtert fühle ich mich dabei, wenn einzelne wichtige Themata, die es verdienen, in Wiegands Jahrbuch noch einmal besonders behandelt werden. Je trefflicher Wiegand seine Aufgabe an ausgewählten Einzelstoffen löst, um so unentbehrlicher wird dann doch wiederum die umfassendere Berichterstattung meiner Chronik. Das hat sich mir besonders bei den Aktenstücken aus der katholischen Kirche aufgedrängt. Sie sind gar nicht verständlich, wenn man nicht die fortlaufenden Berichte über die römische Kirche in Deutschland und über die Kurie, wie die Chronik sie bringt, daneben hält. Nicht anders wirds aber auf dem evangelisch-kirchlichen Gebiet liegen, sobald die unmittelbare Erinnerung des heutigen Lesers den Faden des Zusammenhanges zwischen den verschiedenen Einzelheiten verloren hat.

Künftig werden Wiegand und ich gewiß Rücksichten auf einander nehmen. Ich kann mich bei voluminösen Aktenstücken, die ich sonst vielleicht abgedruckt hätte, mit einem Resumee begnügen, wenn ich weiß, daß Wiegand sie vollständig bringt; und Wiegand wird das, was in der Chronik schon gestanden hat, in der Regel nicht noch einmal zu wiederholen brauchen. Fr M Schiele

Zum Kampf der kirchlichen Richtungen in Preußen. Von Professor D. Kropatscheck in Breslau. Im 4. und 5. Heft der Neuen Kirchlichen Zeitschrift 1908. (A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf.)

In Nr. 22 habe ich angekündigt, daß ich mich mit diesem Aufsatz noch auseinandersetzen würde. Aber da auch für Kropatscheck das lösende Wort „Parität" ist, und ich inzwischen Ursache hatte, darüber Reinhold Seeberg Rede zu stehn, hat die Ausführung meines Vorsatzes ihr Hauptinteresse verloren. Auch habe ich mit dem Artikel die Erfahrung gemacht, daß er mir nicht hielt, was er versprach. Die Objektivität, an der man sich anfangs freut, löst sich bei näherem Zusehen in Schein auf. Da ist keine einzige Wendung, die wirkliches Verständnis für den Gegner verriete, und keine Spur von Selbstkritik für die eigene Partei. In einer wissenschaftlichen Monatsschrift durfte man doch ein Wort von höherer Warte erhoffen.

Sehr gut setzt die Betrachtung ein mit der Frage, welches Quellenmaterial für die Parteigeschichte unsrer Tage dem künftigen Kirchenhistoriker zu Gebote stehen wird. Wir, seine Gegner, scheinen dem Verfasser da stark im Vorteil. Es ist auffallend, daß die Menge Kirchenzeitungen, die auf des Verfassers Seite arbeiten, ihm so ganz des Quellenwerts entbehren; aber wir wagen sein Schweigen vor ihnen nicht als bewußte Kritik zu deuten. Was er auf unsrer Seite vorfindet, bucht und beurteilt er.

Die „Chronik der christlichen Welt", die nun achtzehn Jahre besteht, kommt dabei schlecht genug weg. Das Problem einer guten Berichterstattung über die Gegenwart ist sicherlich nicht leicht zu lösen; wir haben in diesen achtzehn Jahren uns auf mancherlei Weise daran versucht; die Chronik hat Zeiten gehabt, wo sie so streng objektiv redigiert wurde, daß sie sich wie ein Auszug aus der kirchlich-konservativen Presse las. Schiele hat das zum Teil anders gemacht. Aber ist seine Parteilosigkeit wahrheitswidriger „Selbstruhm", wie Kropatscheck behauptet? Welcher Partei dient denn seine Chronik? Ich habe immer gefunden, daß Schiele die Wahrheiten, die der Mittelpartei zuwider und dem Liberalismus peinlich sind, sogar mit einer gewissen Unbarmherzigkeit registriert. Und warum haben wohl Schieles einstige Vierteljahrsübersichten der Chronik nirgend so starkes kirchenpolitisches Echo und oft auch weitgehende Zustimmung gefunden als in D. Hagenaus einstigen Vierteljahrsrundschauen der Kreuzzeitung, die Kropatscheck so lebhaft rühmt? Nicht vielleicht deshalb, weil Schiele eben in keinen Parteirahmen hineinpaßt? Was dann Kropatscheck im Einzelnen gegen die Chronik vorbringt, wie wenig stichhaltig ist das! Natürlich fängt er mit einer Erörterung an, wer den Streit um die Besetzung der Professuren begonnen habe. Weiß er nicht, daß dabei nie etwas herauskommt? Und sind die historischen Quellen auf seiner Seite so spärlich, daß ihm nirgends die immer wiederholte Behauptung der „positiven" kirchenpolitischen Agitation vor Augen gekommen ist: fast alle Professuren seien „negativ" besetzt, die „positiven" Theologen aber würden allenthalben unterdrückt? Er wüßte sonst doch wohl wenigstens, wo der Ausgangspunkt des Streites liegt. So muß Schiele mit seinen berühmten Tabellen „angefangen" haben. Von diesen behauptet er, Schiele habe sie selbst „trotz gegenteiliger Versicherung" Statistik genannt. Er würde der Quellenkunde, deren Mängel er beklagt, an seinem Teil dienen, wenn er seine Quelle hierfür nännte. Inhaltlich beanstandet er in den Tabellen, daß ein Dozent, der mit „Wartezeit 0" vermerkt steht, faktisch statt 1902 schon 1899 promoviert habe, und also bei seiner Berufung in ein Extraordinariat für WS 1901/2 „Wartezeit 2 ½ Jahre" aufzuweisen habe. Als ob nicht Schiele mit Recht immer wieder betonte, daß er die Wartezeit von der Habilitation an rechnet, nicht von der Promotion; das entspricht dem Sinn der ganzen Untersuchung und ist strikt durchgeführt; Berufung aus dem Pfarramt in ein Extraordinariat oder Ordinariat konnte nur als „Wartezeit 0" gebucht werden; sollte Kropatschecks Berechnungsart eingeführt werden, so hätte z. B. ich von meiner Promotion 1881 bis zu meiner Anstellung als e. o. 1904 nicht weniger als dreiundzwanzig Wartejahre zu verzeichnen! Nein, so leicht wirft man die Tabelle doch nicht über den Haufen. Wunderlich wirkt auch Folgendes. Geheimrat Elster hatte dem Abgeordnetenhause angekündigt, er würde selber der falschen „Statistik" der Chronik eine richtige Statistik gegenüberstellen; er löste sein Wort nicht ein; Kropatscheck rühmt das wie folgt: „Es war eine mutige und gerechte Tat Dr. Elsters, daß er diese Statistik bis heute nicht »auf den Tisch des Hauses gelegt« hat, wie Schiele von ihm verlangte." Genug und übergenug. Eine ganz geringfügige Episode benutzt Kropatscheck schließlich, sein Urteil über die Chronik dahin zu summieren: „Die Sache ist gleichgültig, aber nicht gleichgültig ist es, ob man die alten Jahrgänge der Chronik mit solchem Ergebnis durchmustern darf. Die Zahl derartiger Artikel über allerlei Personen ist Legion [!], ihr Zweck mehr als deutlich." Mit solcher Unbilligkeit wird man das Ansehen der Chronik der christlichen Welt nicht erschüttern.

Auch Baumgartens Chronik in seiner Monatsschrift, die jetzt den Titel trägt „Evangelische Freiheit", wird von Kropatscheck weit unterschätzt; sie ist mit ihrem gründlichen und gerechten Räsonnement für den Historiker der Zukunft eine Fundgrube, aus der er Verständnis für unsre Kämpfe und ihre Zusammenhänge gewinnen wird; daß Baumgarten fortwährend die Tägliche Rundschau zitiert, ist doch nur Ausdruck seiner Gewissenhaftigkeit: er will von Nichts handeln, ohne eine Quelle für weitere Kunde der Tatsachen anzugeben, so gibt er den Fundort in einer Tageszeitung an (einer für viele); in Wirklichkeit redet er von Sachen, die er erlebt und durchgearbeitet hat. Eine solche Chronik sollen ihm Kropatscheck und Genossen erst einmal nachmachen!

Es ist überhaupt ein Gesichtspunkt Kropatschecks, daß er unsre ganze Presse mit der sogenannten parteilosen Tagespresse (den Generalanzeigern usw.) in eine Linie und geistigen Zusammenhang stellt. Das war mir neu und interessant. Ich will nur bekennen, daß ich auf politischem Gebiete je länger je entschiedener die Parteipresse der parteilosen vorziehe. So große Schäden auch jener anhaften, der politische Charakter einer Zeitung wirkt charakterbildend, die parteilose Presse macht charakterlos. Ich glaube nur, daß z. B. die Christliche Welt mit den Generalanzeigern nicht in Einer Rubrik unterzubringen ist; jedenfalls ist keine Abhängigkeit nach dieser Richtung hin vorhanden, wie sie Kropatscheck gerne statuieren möchte.

Mehr zu denken gab mir ein Anderes. Wie schon oben Sp. 686 zugestanden, ermangeln „wir" einer klaren Kirchenpolitik, eines festen kirchenpolitischen Programms. Wir haben unsre Richtung, unsern Charakter, unsre selbstverständlichen Grundsätze, unsre Ideen, aber uns widert die Kirchenpolitik als solche an — nicht die Politik, aber die Kirchenpolitik. Müssen wir uns dann doch für sie im besondern Fall interessieren, so sind wir Kirchenpolitiker wider Willen. Das gibt dann unsern Kundgebungen das Sprunghafte, Explosive, Entrüstete. Ich rede nur von mir und meinesgleichen. Mit Recht empfindet Kropatscheck in einer fest verankerten Parteistellung dem gegenüber einen Vorzug. Nicht umsonst kommt er aus dem Lager der Kreuzzeitung: man kann an ihr diesen Vorzug immer neu studieren. Es fragt sich nur, ob nicht auf kirchlichem Gebiete dem Vorzug ethisch und religiös schwer zu ertragende Nachteile zur Seite gehn!

Der Verfasser sieht, ich lernte gern etwas aus seinen Betrachtungen. Wollte er nur einem das erleichtern! „Bunkes sachliche und fast möchte man sagen treuherzige Art" wird uns als Muster „zielbewußter Polemik" vorgehalten. Wenn wir dem Rat folgen, dürfen sich unsre Leser auf Etwas gefaßt machen. R

Moderne Erziehung und geschlechtliche Sittlichkeit. Einige pädagogische und moralische Betrachtungen für das Jahrhundert des Kindes. Von Friedrich Paulsen. Berlin, Reuther u. Reichard 1908. 99 S. 1 Mk.

Das Schriftchen ist ein Sammelwerk. Es setzt sich zusammen aus fünf, zuerst in bekannten Tageszeitungen erschienenen Abhandlungen: 1) „Väter und Söhne"; 2) „Schuljammer und Jugend von heute"; 3) „Die sexuelle Moral in G. Frenssens Hilligenlei"; 4) „Zum Kapitel der geschlechtlichen Sittlichkeit"; 5) „Alte und neumodische Erziehungsweisheit". Der Herausgeber wollte diese seine Aufsätze nicht „verwehen" lassen. Man wird es ihm danken müssen, daß ers nicht getan hat. Natürlich bringt es das Gelegentliche in der Entstehung jener Artikel, ihr zeitliches Nacheinander mit sich, daß dem Werke die strenge Einheit der Gedankendurchführung in etwas fehlt, und daß auch prinzipiell bedeutsame Anschauungen wiederholt werden. Aber den inneren, sachlichen Zusammenhang besitzt es darin, daß überall zu den großen pädagogischen Problemen und Problemfragen Stellung genommen wird. Dabei steht für Paulsen der Gegensatz zwischen der „alten" und der „jungen" Welt stets im Hintergrund, ihre Entfremdung zu einander und die Unfähigkeit, sich zu verstehen. Das aber ist nun das Charakteristische und Wertvolle der Artikel: daß dieser Gegensatz historisch und psychologisch erklärt und in seinem Recht und Unrecht aufgedeckt wird, und daß dann Fingerzeige zu seiner Milderung oder Beseitigung aufgewiesen werden. Und in der Tat: in letzterer Beziehung wird viel Gutes mit überzeugender Kraft und voll tiefen Ernstes vorgetragen. Gleichwohl vermisse ich Eins: nirgends nämlich wird klar ausgesprochen, ob oder inwieweit die religiös-ethische Gedankenwelt des Evangeliums, des historischen Christentums noch ein erziehliches Heilmittel der Gegenwart ist. Schon um der Klärung unserer Positionen willen sollte das nirgends fehlen.

Karl Pahncke

Der vergessene Garten. Roman von Luise Glaß. Jena, Costenoble 1907. 316 S. 4, gebunden 5 Mk.

Eine anmutige, aber in keiner Weise eigenartige Geschichte zweier Liebender, eines jungen Marineoffiziers und eines vermögenslosen tüchtigen Mädchens, wird umrahmt von der Entwicklung zweier alternder Menschenkinder, an denen die Liebe vorübergeht, und die sich in schweren Kämpfen, wobei es nicht ohne Niederlagen abgeht, mit ihrem herben Lose abfinden müssen. An diesen beiden Gestalten haftet das Interesse der Erzählerin wie der Leser. Der Eine, der verwachsene, kränkliche Bankbeamte, dem das Leben Enttäuschungen in Hülle und Fülle geboten hat und in dem spät, aber um so heißer die Neigung zu der jungen Mädchenblüte erwacht; die Andere, die reiche Patriziertochter, die von früher Jugend auf, erst unbewußt dann bewußt in sich die Hoffnung genährt hat, den jüngeren Vetter zu besitzen — sie beide müssen sich zum Verzicht, zur Genügsamkeit mit freundschaftlichem und geschwisterlichem Empfinden der Geliebten durchringen. Der Mann bringt es besser fertig wie die Frau, aber auch diese bescheidet sich am Ende. Das ist der hübsche fesselnde Stoff der Erzählung. Sonderlich der zur Entsagung durchdringende Mann ist mit großer Wärme gezeichnet und wird dem Leser von Seite zu Seite lieber und werter. Man nimmt von ihm mit dem Empfinden Abschied, daß der innerlich rein und stark bestandene Kampf der Entsagung nicht vergeblich gewesen ist, sondern ihm einen bleibenden Gewinn des Friedens und der Harmonie eingetragen hat.

Erich Foerster

Die Eisrose. Novellen von Arthur Sewett. Berlin, E. Fleischel 1907. 217 S. 2 Mk.

Außer zwei lustigen kleinen Erzählungen, die aber wohl die am besten gelungenen sind, enthält das Bändchen drei Novellen, die psychologische Probleme verkörpern. Die erste, wonach das Buch genannt ist, zeichnet liebevoll und mit guter Beobachtung eine jener im Leben nicht seltenen Gestalten, die es nicht vermögen das, was sie von Weichheit, Wärme und Dankbarkeit in sich tragen, nach außen zu geben, und deshalb für kalt und herb gelten, ohne es zu sein. Die zweite unterstreicht stark die Grenzen des Mitleids und Erbarmens: wie durch allzubereites persönliches Verzeihen Einer mitschuldig wird an schwerem Leid, das durch konsequente amtliche Strenge hätte verhindert werden können. Der Erzähler bekundet durch die Wahl seiner Stoffe, daß er tiefer graben möchte, aber es gelingt ihm nur unvollkommen, die Probleme wuchtig und eindringlich zu gestalten. Immerhin regen diese Novellen an, den Faden, den der Verfasser angeknüpft hat, selbsttätig fort zu spinnen.

Erich Foerster

Kleine Mitteilungen. Viele deutsche Tageszeitungen haben den Schluß unsres Artikels Deutsche Kirchenmänner in Großbritannien abgedruckt. Offenbar hat eine gern benutzte Korrespondenz ihnen das Stück zugänglich und zurecht gemacht. Das mag ganz harmlos gemeint sein und wirkt doch fatal. Wenn ich am Schluß ausgesprochen habe, daß man, aus dem stolzen Großbritannien heimkehrend, doch noch alle Ursache hat, sich des deutschen Vaterlands und seiner Vorzüge zu freuen, so darf doch nicht der Anschein aufkommen, als bestünde darin der eigentliche Effekt unsrer britischen Reise. Vielmehr haben jene Sätze für mich nur einen Anhang bedeutet zu der herzlichen Anerkennung dessen, was wir in England und Schottland Großes und Schönes gefunden haben. So mußten die Leser des ganzen Aufsatzes ihn verstehen, und so will er auch bei unsern englischen Gastfreunden gelesen und verstanden sein.

Die Genossen von der Englandfahrt, und nicht nur diese, wird interessieren, daß bei dem pananglikanischen Kongreß in London eine einzige Kirchenkollekte in St. Pauls über 1 300 000 Mark eingebracht hat

Die Bitte für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein mit dem Aufruf für Kyoto, d. h. also die ganze letzte Seite von Nr. 26, ist für sich besonders gedruckt und in beliebig vielen Exemplaren vom Verlag zu beziehen. Ich bitte von dem Flugblatt reichlich den geeigneten Gebrauch zu machen. Für schon eingegangene Gaben sei herzlich gedankt, aber wir hoffen auf viel mehr.

Die erste Lizentiatin der Theologie, Fräulein Karola Barth aus Frankfurt a. M., die hauptsächlich in Bonn studierte, in Jena promovierte, hat auf Grund einer Preisarbeit das 3000 Mark betragende Reisestipendium des Kaiserlich Deutschen Instituts für christliche Archäologie erhalten.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Gießen. Donnerstag 23. Juli $7\frac{1}{2}$ Uhr im Hotel Schütz, Bahnhofstraße: Das Verhältnis von Glauben und Wissen nach katholischer und protestantischer Auffassung. Prof. Messer.

Versammlungskalender

7.—10. September Deutscher Pfarrertag Dortmund
15.—18. " Internationaler Kongreß für Religionsgeschichte Oxford
22.—24. " Gustav-Adolf-Verein Straßburg
23.—26. " Internationaler Kongreß für Moralpädagogik London
29. Sept. — 1. Okt. Allgem. Evang. Protestantischer Missionsverein Breslau
4.—7. Oktober Evangelischer Bund Braunschweig
6.—16. " Apologetischer Instruktionskursus Berlin
7. 8. " Freunde der Christlichen Welt Eisenach
11. 12. " Deutsch-evangelische Sittlichkeitsvereine Frankfurt a. M.

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr Tübingen

Nr. 27. Der Rückgang der Theologiestudierenden an den einzelnen Universitäten — Aeußerungen des kirchlichen Lebens in Deutschland 1906 — Die VII. Konferenz des Eisenacher Bundes — Aus dem Rheinland — Verschiedenes

Preußische Kirchenzeitung
Verlag Alexander Duncker
Berlin

Nr. 27. Die evangelische Vereinigung der Provinz Sachsen — Modus vivendi — Die Sorge der elsässischen Landeskirche um die Erhaltung des Thomasstifts — Zur disziplinarischen Stellung der Hilfsprediger — Aus Preußen: Provinzialsynode Brandenburg; Rade contra Seeberg — Aus anderen deutschen Landeskirchen: Das Thomasstift in Straßburg — Mancherlei

Evangelische Pfarrersfamilie in **Lausanne** (französ. Schweiz) nimmt junge **Töchter in Pension.** — Adresse: Herr Pfarrer **Thélin.**

Aus dem Nachlaß eines verstorbenen Pastors gegen Barzahlung zu verkaufen:

Herzog's Realencyklopädie, III. Aufl.; die bis jetzt erschienenen 20 Bände für 100 Mk.

Examinis Concilii Tridentini, per Chemnicium scripti, opus integrum, 4 Teile in 2 Bänden — gepreßt Schweinsleder — Frankfurt 1906: 10 Mk.

Große Handbibel (20 u. 28 cm) in Lederband mit Goldschnitt (wie neu): 6 Mk.

Kiel, Jungfernstieg 44

Averhoff, Lehrer.

Man verlange
Probenummern
vom Verlag der Christlichen Welt.

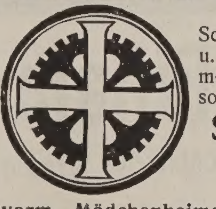
Land-Erziehungs-Institut „Heimgarten"
Jugenheim a. d. Bergstraße

Ersatz des Elternhauses für Mädchen, vom zartesten Alter an. Staatlich konzessionierte Privatschule. Beschränkte Anzahl Zöglinge. **Individuelle Erziehung und Pflege.** Pensionspreis von 500—950 Mk. Vorsteherinnen **Elisabet Griecke, Käte Bomborn.**

Referenzen: Herr Konsistorialrat Rogge, Stettin. Herr Geh. Kirchenrat Professor v. Schubert, Heidelberg.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Der „Lohn" in der alten Philosophie, im bürgerlichen Recht, besonders im Neuen Testament. Von P. Dr. Lic. **Victor Kirchner.** 3 M., geb. 3.75 M. Das ist ein Buch, wie es uns bisher gefehlt hat! In völlig umfassender Weise begreift es alle drei Gebiete des Lohnes in sich. In unserer sozial bewegten Zeit ist es ganz unmöglich, um diese wertvolle Schrift herumzukommen. Wir wünschen dem Buche die weiteste Verbreitung; es ist wert, daß es gelesen und durchgearbeitet werde. Z. Grt.



Damen geb. Stände (20—30 J.), die als Schwestern in der **Volkspflege** (Volkserziehung u. -Bildung, Fabrikpflege) beruflich tätig sein möchten, finden Ausbildung für praktische soziale Arbeit (evtl. unentgeltlich) im

Seminar für Volkspflege
der Genossenschaft
Evangelische Mädchenheime
vorm. Mädchenheime des Ev. Diakonievereins, gegr. 1899)
in Dieringhausen, Bez. Cöln a. Rh.

Damen von 16 Jahren an bietet das Seminar mit **Kochschule, Nähstube, Gärtnerei u. Kindergarten** gründliche Vorbildung für den Pflichtenkreis der Hausfrau und Mutter. (Geprüfte Lehrkräfte.) Prospekt durch die Vorsteherin.

Einrichtung
von ganzen Volks-Büchereien
Vereins- und Fabrikbibliotheken
(Bücherlieferung, neu und antiquarisch, Lieferung von Verwaltungsbüchern und -Formularen etc.),
übernimmt zu den günstigsten Bedingungen die
Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung,
Berlin NW. 21

Kaiser-Borax

Zum tägl. Gebrauch i. Waschwasser, ein unentbehrliches Toaletmittel, verschönert d. Teint, macht **zarte weisse Hände.** Nur echt in rot. Cart. z. 10, 20 u. 50 Pf. **Kaiser-Borax-Seife 50 Pf. Tola-Seife 25 Pf.** Spezialitäten der Firma **Heinrich Mack in Ulm a. D.**

Pfarramtskandidat mit guten Empfehlungen sucht Stelle als **Reisebegleiter** (bezw. **Hauslehrer**) für die Monate August und September eventuell auch sofort. Gefl. Off. erbitte unter **M. R. 99** an den Verlag.

Dresden Pension Simla Joh. Georgenallee 35. Familienpension I. Ranges. Herrliche Lage. Nahe der Kunstausstellung.

Venedig Christl. Hospiz Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Alkoholentwöhnung
zwanglos. Rittergut Nimbsch b. Sagan, Schlesien. Arzt. Prsp. fr.

Eine Sommerfrische

kann schon durch die Bekanntschaft mit einem Menschen zu unverlierbarem Lebensgewinn werden. Wer Kügelgens Jugenderinnerungen mit auf die Sommerreise nimmt, wird nicht nur in dem Verfasser einen, sondern auch in den Kreisen, die er uns lebendig vergegenwärtigt, viele solcher wertvollen Menschen kennen lernen: interessante Männer, gütige Frauen, liebliche Mädchen, die uns die längste Fahrt verkürzen, den trübsten Tag erhellen. „Ergiebig wie eine Bibel" und „sonnigen Humores voll" liegt „das liebenswürdigste der Bücher" jetzt in einer neuen handlichen Ausgabe vor, die es auch für das Auge wirklich zu einem **„Buch der Erholung"** macht und gerade für die Reise sehr geeignet ist: fast 500 Seiten holzfreies Papier, große und sehr klare Schrift, haltbarer biegsamer Einband, ringsum beschnitten, dazu an 40 Bilder, zumeist aus v. Kügelgenschem Familienbesitz. ——— Und alle diese Herrlichkeit kostet

Das Buch ist als dritter Band der Bücher der Rose (Verlag W. Langewiesche-Brandt, München-Ebenhausen) in allen Buchhandlungen erhältlich, in den meisten auch zur Ansicht.

Eine Mark achtzig.

Ausschreibung

In der evangelischen Gemeinde A. u. H. B. zu **Graz** ist für die Predigtstation **Eggenberg bei Graz** die Stelle eines

Personalvikars

sofort zu besetzen. Gesuche und etwaige Anfragen zu richten an
Pfarrer **Heinrich Roehling, Graz** (Steiermark)
Volksgartenstr. 2 II.

Sanatorium Tannerhof in Bayr. Zell

Bahnstation Schliersee, 800 m, geschützt, Hochgebirgslage, ländliche Erholungsstätte, Waldhütten, Regenerationskuren durch vorwiegend vegetarische Kost, Luft-, Sonnen-, Schwitz-Bäder, Massage, Liegekuren, Bergsteigen im Luftbad bis zu den Almhütten (1200 m) mit Rohkostverpflegung; Mitarbeit im Haus, Wiesen, Wald und Alm. Versorgung durch Helferinnen; keine Dienstboten und Trinkgelder. Preise 6—10 Mk. Prosp. durch **Dr. med. Chr. v. Mengershausen.**

Bütten! **Verlobungsbriefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren, oder besten schweren mattsatinierten Stoffen werden schnell, billig und stilgerecht in Empire- oder altdeutschen Schriften angefertigt. 100 Verlobungsbriefe im Format 22×35 cm in ff. matt Elfenbein mit Umschlägen 11,25 M., 200 17,75 M., 300 24 M. postfrei gegen Kasse **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

Der Anblick

unserer neuesten Fahrräder ist für jeden Laien und Kenner ein Hochgenuss.
Alles was zu einem Rade gebraucht und zu einer Radtour benutzt wird, enthält unser vornehm ausgestatteter Katalog, der Jedermann auf Verlangen zugesandt wird.
Deutsche Fahrradwerke Sturmvogel, Gebr. Grüttner, Berlin-Halensee 178.

Süddeutsche Monatshefte

unter Mitwirkung von Josef Hofmiller, Friedrich Naumann, Hans Thoma, Karl Voll, herausgegeben von Paul Nikolaus Coßmann.

Das Juliheft, mit dem die Münchener Monatsschrift den zehnten Band eröffnet, hat folgenden Inhalt: Die bayerischen Kunstsammlungen. Von Dr. Karl Voll, Professor an der Technischen Hochschule und an der Universität in München — Der philosophische Gehalt des Struwelpeter. Von Geheimem Hofrat Dr. Dreßler, Karlsruhe — Holunderduft. Erzählung von Auguste Supper, Stuttgart — Die letzten Polarfahrten von Amundsen und Peary. Von Dr. Erich von Drygalski, Professor an der Universität in München — Afrikanische Grubenstädte. Von Dr. M. J. Bonn, Privatdozent an der Universität München — Rodion Raskolnikoff. Von Dmitri Mereschkowski — Ein Stück Frauenarbeit = Frauenhilfe. Von Pauline Gräfin von Montgelas — Der Modernismus in Deutschland (u. a. der Fall Schnitzer). Von Spectator Novus — Die Lehrbücher an den höheren Schulen Bayerns und der Oberste Schulrat. Von Dr. Gustav Herberich, K. Inspektor der höheren Mädchenschule in Nürnberg — Das preußische Problem (die Landtagswahlen). Von Reichstagsabgeordneten D. Friedrich Naumann — Rundschau über bildende Kunst und Literatur.

Der Abonnementspreis beträgt vier Mark für das Vierteljahr.

Verlag: Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H., München

Pasteur **Joye, Luneray,** Seine Inférieure, France, ayant été longtemps professeur, prendrait **pensionnaires** pour apprendre Français. Maison comfortable, climat très sain, prix modéré.

Filiale der Dresdner Bank

Cölnische Strasse 11 — CASSEL — Cölnische Strasse 11
(vorm. **Mauer & Plaut)**

Aktien-Kapital und Reserven Mark 231.500.000.—

Scheck- und Konto-Korrent-Verkehr

An- und Verkauf von Wertpapieren, fremden Geldsorten,

Schecks und Wechseln aufs In- und Ausland

Ausstellung von Kreditbriefen
Einlösung von Coupons und Dividentenscheinen sowie ausgelosten Wertpapieren
Uebernahme von Wertpapieren in sichere Aufbewahrung und Verwaltung, sowie Verlosungskontrolle derselben und Versicherung gegen Kursverluste durch Auslosung.
Vermietung von Schrankfächern in unserer feuer- und diebessicheren Stahlkammer.

Annahme von Geldern auf Sparbücher

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg